

VOR DEN LANDEN

Magie und Zorn

2020

Kapitel 1

Und so kam er in dieses fremde, weite Tal, von dem noch nie jemand hörte: Auf der Karte nur ein Strich; kein Fluß, kein Name. Man muß wissen, daß die Welt Prinm so ausgedehnt ist, daß ein Knabe, wann immer er eine Richtung zu gehen einschlage, noch als junger Mann unterwegs wäre, ohne je eine Küste erreicht zu haben. Eine Welt, dergestalt weit und einsam, daß sich darin tausend Geschichten erzählen ließen, und kein Märchenschreiber hätte je vom nächsten gehört. Eine Welt, die fruchtbar ist wie öd; gebirgig wie sumpfig, reich an Küstengewässern, reich an Binnenwüsten. Doch ihr Wesen, das prägt ein gewaltiger Wald, alt und viel besehen; als Mensch beschrieben: ein unsterblicher Gelehrter. Im Land Barimdor nennt man ihn den Großen Forst, und er wächst aus Lärchen und Linden zusammen.

Man wußte über seine Völker, Siedlungen und Landschaften ebensowenig wie über die Tiefen des Meeres oder das endlose Nichts des Himmels. Und doch gibt es vom Kontinent Prinm keine bekannte Karte, kein Mensch hat ihn je vollständig bereist; nicht, weil es an Abenteuerlust fehlte, sondern weil kein Mensch je alt genug ward, sich auch nur an der Hälfte seiner Größe zu versuchen. Die reisenden Händler sagen, daß es einen mächtigen Strom gebe, der Prinm von Ost nach West durchfließt und ganz im Westen, worüber kaum jemand etwas aus erster Hand zu berichten weiß, in einen sich bis zum Horizont erstreckenden Sumpf, dem Effelbacher Moor, übergeht. Eine Küste gibt es wohl, doch nie hat ein Fischer die Ufer erkundet. Man sieht in jeder Ferne höchste Berge, deren Spitzen die Wolken stets verhüllen, doch niemand wagt ihren Aufstieg; niemand hat

den Gipfeln je Namen gegeben. Da sind tiefe Seen, weite Steppen; man kennt Klippen und Höhlen, Grate und Brücken, von denen niemand sagen kann, wer oder wann sie erbaut wurden. Mit einem Wort, von Prinm glaubt man viel zu wissen — und weiß doch kaum etwas.

Die großen Städte der König- und Fürstentümer liegen weit im Osten der Landmasse, im so geheißenen Östlichen Herrschertum, auch wenn es seit Jahrhunderten keinen alleinigen Herrscher gegeben hat. Stattdessen sind die Städte untereinander um ihre Vorherrschaft zerstritten und gleichermaßen bestrebt wie gerüstet, daß wohl niemals ein Bevorzugter hervorginge. Man sagt, einer Legende nach, daß die Städte allein ihre nächstgelegenen Nachbarn kennen und bekämpfen; doch weit darüber hinaus können nur die ziehenden Vögel etwas anderes sehen. Ausgedehnte Landstriche sind gar unbesiedelt; hier herrscht vor die Wildnis, einsam und kalt. Wenig Land ist gerodet und urbar gemacht. Sie ist unerschlossen und öd, doch mag sich mancher Schatzsucher in ihr verirrt haben. Fragte man den Ersten, wie viele Städte es in dieser Welt gebe, so sagte er: Dreizehn!; Fragte man den Zweiten, der antwortete: Vierzig, wenigstens!; und ein Dritter möge gar behaupten, daß die seine Stadt die einzige auf der Welt sey.

Im Westen von Prinm siedeln Menschen in Dörfern, die viele Tagesmärsche voneinander entfernt liegen. Was immer sie an Feldfrüchten oder Handwerk herstellen, das ist begehrt in Prinms Weiten, und wird von den wenigen fahrenden Händlern, tapfer und gierig gleichermaßen, vertrieben. Die Natur ist reich an Wild und Pflanzen; neben die bekannten Tiere, darunter die wilden Esel der Steppe, die behaarten Waldschweine und die kurzrüßligen Rinder der

südlichen Moore, treten die unbekanntenen, von manchem Augenschließer »Ungeheuer« geschimpften Geschöpfe der unerforschten Wege. Man will haushohe Blumen gesehen haben, fliegendes Gewürm, manches nur vom Geschrei als Bestie erkannt, und aberhunderte Zeichnungen und Worte existieren über Wesen, die nur ein einziges Mal gesichtet worden sind.

In dieser Welt nun lebt unser Held Tyreus, ein armer, aber wagemutiger junger Mann, der sein Zuhause, fern von hier, verließ, wenige Jahre zuvor, und nunmehr durch die Welt irrt, sich selbst und seine Bestimmung zu finden.

Damals, in seinem Dorf, lebte er bei Vater und Mutter und seinen beiden jüngeren Schwestern. Er erinnert sich gern an die Familie des Bauern, die es nun nicht mehr gibt. Und er erinnert sich auch an den täglichen Hunger, zu jeder Jahreszeit. Er schmeckt noch heute die dünne Suppe, die kaum den Löffel bedeckte, sobald sie aufgetischt ward. Und Tyreus, von klugem Geist beseelt, fragte sich schon damals, welcher als Grund für die andauernde Armut zu nennen sey, die er mangels Erfahrung kaum von Reichtum zu unterscheiden wußte! Bereits der Nachbar, der zwei Kühe anstelle einer einzigen besaß, schien ihm zehnmal reicher zu sein. Sah er nicht tagtäglich seinen Vater auf den Feldern arbeiten? Fuhr er nicht nach jedem Jahr Dutzende von Säcken Korn ein? Und Mutter – nicht nur den Hausstand besorgte sie fleißig wie keine andere, war stets beflissen in der Kindersorge, daß jeder Kleidung und Schuhe habe, bearbeitete den Garten, jeden Tag, zuweilen auch nachts, wenn die

Geschwister längst schliefen. Was blieb vom Verkauf des Gemüses, der Stoffe, der Kräuter und Tonwaren auf dem Markt? Wo nur war der Wohlstand, der die unsäglichen Mühen entlohnen sollte?

Eines Tages fuhr Tyreus mit seinem Vater die Ernte ein, da erschienen bewaffnete Männer des Herrn auf dem Land. Sie forderten ein, was sie immer einforderten: Was ihnen der Zehnt hieß, das war der Anteil, dem sie seiner Familie ließen. Und so demütigten sie den Vater, stießen und schlugen ihn, und es war ihm keine Gegenwehr vergönnt. An diesem Tag war es schlecht bestellt um den schützenden Talisman auf dem Kamin-Sims. Jähzorn und unbedachte Worte fielen auf dem Feld nieder, und mit ihm Vaters Arme und Kopf.

Dann geschah, was nicht geschehen durfte; die Mörder ritten zum Haus der Familie und als Tyreus endlich dazugeeilt war, brannte es lichterloh, und kein Leben war herausgekommen. Hilflös doch unversehrt blickte der Heimatlose nicht zurück, sondern suchte seinen Weg in der Ferne.

In dieser Stunde, es dämmert gerade zum Abend, richtet Tyreus sich einen Lagerplatz an einem Felsüberhang ein. An einem Feuer brät er denjenigen Fisch, den er Stunden zuvor in einem Bach gefangen, und wie die Mahlzeit in der Glut schmort, zählt er flüsternd bis Fünf, wendet dann den Fisch und beginnt aufs neue. So geht die Nacht dahin, und gesättigt und müde fällt er in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen setzt er seinen Weg fort, wenschon er keinem Pfad folgt. Hier, wo die Wildnis so unbesehen gedeiht, scheint noch nie ein Mensch gewesen zu sein; in kei-

ner Richtung ließe sich irgendeine Behausung oder menschliche Spur ausmachen. Und dennoch entdecken seine jungen Augen in der Nähe einen Körper im Gras liegen.

Wie er entsetzt herantritt, so liegt dort ein Abgelebter, ein Gerippe, dem nicht einmal ein Geschlecht zuerkannt werden kann. Bei ihm findet Tyreus einen Lederbeutel, darin einen geschundenen Brief, und auf seiner Rückseite die Zeichnung eines Turms, hoch und fensterlos, mit zwei Erkern und einem Wetterhahn auf der Spitze. Was mag das nur bedeuten? Tyreus sieht sich um. Da er nichts erkennt, besteigt er einen Hügel in der Nähe und späht aufs neue.

Da! Tatsächlich! Die Spitze eines Turms, klein und unscheinbar, so leicht zu übersehen wie ein Vogel am Himmel! Der Wanderer wagt das Abenteuer und begibt sich auf die Suche nach dem Turm. Einen ganzen Tag wird er bis dorthin gehen. Bald übersteigt er den letzten Hügel, quert das letzte Dickicht, und steht endlich vor einem menschenleeren Ruinenfeld. Bald wird es dämmern.

Behende geht er vorwärts, und läßt den Bau, der jenem Gezeichneten wahrlich ähnelt, nie aus den Augen. Der einsame Turm verharrt teilweise noch im Fels, gleich der unvollendeten Figurine eines Bildhauers, zur einen Hälfte noch mit Stein bemantelt. Hoch ist er, daß er die Wipfel des Waldes überragt, und von dunkler Gestalt. Ehrwürdig, uralt, verlassen und tot. Wie auch die umgebenden Gemäuer, kann der Turm seine alte Haut nicht verbergen: Risse durchziehen die Ebenen, Fensterbögen und Treppen sind eingefallen, Grün und zarte Bäume stehen dort, wo sich Erde in den Winkeln fängt.

Ein Turm inmitten der Landschaft? Der Glockenturm eines Klosters? Ein Burgfried? Tyreus umgeht das eindrucksvolle

volle Gebilde und er findet, beileibe!, keinen Eingang! Ob es einen unterirdischen Zuweg gibt?

Noch weniger deutsch ist der Zweck der begleitenden Ruinen. Da stehen die Grundmauern von wenigstens drei einzelnen Häusern, mehr oder weniger groß, doch so verfallen, daß ihr Niedergang Jahrhunderte zurückliegen muß! Nur eines von ihnen erscheint begehbar, auch wenn der Dachstuhl ausgebrannt und eingestürzt ist. Nur noch ein Flügel des ehemals zweigeschossigen Gebäudes ist erhalten.

Die Architektur ähnelt keiner Tyreus vertrauten Bauart; jedoch, er kennt nur die Bauernhäuser seiner Heimat. In seinem Dorf hat man stets mehrgeschossige Bauten gescheut, dem Holz und Lehm von mangelhafter Güte geschuldet.

Wie er die von Holzbalken, Glas und Mobiliar-Resten überschütteten Trümmer betritt, sucht er, wie er es gelernt hat: Gleich einer Maus, die ein Auge für die gefahrlos erhaschbaren Leckereien der Speisekammer entwickelt hat, bewertet er die Nischen und verdeckten Dinge, die oft genutzten und immer gleichen Verstecke der Bewohner, ob sich nicht etwas Brauchbares darin finde. Er prüft die Winkel im Kamin, und achtet auf lose Bodendielen, soweit er sie erreichen und betreten kann. Nicht selten war er während seiner Reisen an einen verlassen Hof gekommen, und hatte darin eine Zeitlang gelebt und nach Gebrauch genommen. Es dauert nicht lange, da findet er in einem Holzkasten an der Wand zwei gut erhaltene, dicke Kerzen, die er sogleich in seiner Tasche verstaut.

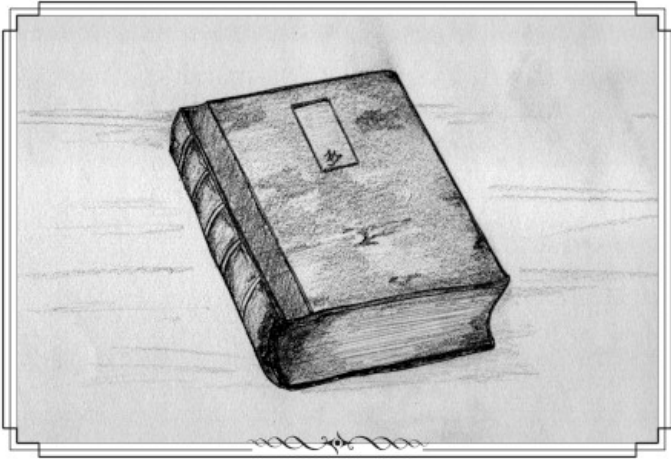
Wie es dunkelt, betritt er die Küche, die er lediglich am Rest eines Ofens erkennen kann. Hier steht das Dach und es ist trocken. Aufgeregt durchwühlt er das zerfallene Lager, die Krüge und Flaschen. Doch zu viele sind zerbrochen, ihr

Inhalt verdorben. Wenn es nur einen Keller gäbe!, denkt er sich: Darin eine Flasche Wein, ein verschlossenes Faß Gurken, einen Krug Senf oder eine andere, lange entbehrte Köstlichkeit! Jedoch, das Träumen nutzt ihm wenig, und so nimmt er Vorlieb mit einem Bett aus Stroh.

Ob er sich fürchten soll in seiner Einsamkeit?, fragt sich der junge Mann vor jedem Schlaf. Er reist seit Jahren ohne Begleitung, verbringt meist im Freien die Nacht, zuweilen fröstelnd und hungrig. Und stets der Gefahr durch Untiere oder Banditen ausgesetzt. Tyreus lernte mit der Zeit jedoch seine Angst zu binden in Beiläufigkeit, und heute ist sie ihm so gehorsam wie der Schritt nach vorne. Zu viel Schrecken hat seine Seel' zerfressen; zernarbt ist seine Moral und unbestimmt sein Weg. Welche Angst könne ihm größer sein als die eigene Nichtigkeit?

Derweil er dort ruht, widerfährt ihm ein einziges Bedauern: den großen Unterschied zwischen Winter und Frühling, dem bedacht Schlafenden gänzlich unbekannt; daß nämlich des Winters Ruhe selig sey, doch der zuweilen recht laute Gesang der Vögel am dämmernden Frühlingsmorgen zu scheuen ist.

Am nächsten Tag erwacht Tyreus nicht durch das Geschrei, sondern die Geräusche prasselnden Regens. Noch ein letztes Mal sieht er sich um, bevor er weiterziehen wird, da bemerkt er einen einzelnen, aus einer eingefallenen Mauer herausstakenden Ziegel. Er hebt den Stein heraus und entdeckt einen dahinter verborgenen Hohlraum, darin liegt, von Dreck betucht, ein in Lumpen gewickeltes Paket. Wie



er die schützende Ummantelung abzieht, hält er in seinen Händen ein Buch.

Es mag so alt sein wie das Gemäuer, aber ist unbeschädigt. Der dicke Einband ist abgegriffen, viel benutzt — ein oft gelesenes Werk. Das einzige, auf dem Buchdeckel eingeprägte Insignis ist eine eigenartige Rune, die Tyreus nicht kennen kann. Auf den weißgelben Seiten reihen sich tausende von Buchstaben aneinander, die er zu lesen nie gelernt hat, im Wechselspiel mit Ornamenten und Zeichnungen von mystischem Abbilde, die wohl nur ein Zauberkundiger zu deuten fähig ist. So nimmt der Unglückliche das Buch an sich und deutet es als Glück. Ein Fund, den zurückzulassen ihm zu kostbar erscheint; die eigentliche Kostbarkeit jedoch nicht erkennt.

Sowie das schwere Buch seinen Platz gefunden hat und die Taschenschnalle angezogen wird, ertönen ungewohnte Laute in den Weiten der Ruine. Ein tief brummendes Stöhnen, entsetzlich anzuhören und so laut, als schlage der Himmel seinen Donner nieder. Tatsächlich rauscht sich in diesem Moment ein Gewitter zusammen. Tyreus wagt nicht länger zu verweilen, zumal das unbekannte Heulen näherzukommen scheint. Sogleich sucht er sich seinen Weg ins Freie, und flieht in den nahen Wald.

Zeit seines Lebens verbindet der junge Mann seine eindringlichsten Erfahrungen mit einem Gewitter. Dereinst spielte er in einer Hütte Schach, während gegen die Fensterscheibe, eine Handbreit vom Spielbrett gelegen, ein heftiger Regen prasselte. Tyreus erinnert sich gut, daß er sich nie zuvor so geborgen fühlte. Es geschah auch während eines Gewitters, da er seinen ersten Kuß erhielt: Er war aufregend und vorsichtig, und die seltene Berührung weckte in ihm den nie gekannten, gewissenlosen Wunsch, niemals wieder etwas anderes tun zu wollen.

Nun, bei diesem dritten Gewitter eilt er durch den dichten Wald, umstürmt von einem besonderen Unwetter, gar so gefährlich, daß ihn der Regenguß bangt. Äste fallen herab und dünne Bäume stürzen um. Inmitten der wankenden Baumriesen, der Leib bis auf die Knochen durchnäßt, hält er Ausschau nach einem Unterstand, einem sicheren Platz zum Warten. Und noch immer glaubt er in der Ferne, aus der Richtung seiner Herkunft, ein unnatürliches Raunen zu vernehmen, in dem er die Ausstöße von wahnsinnigen Gespenstern sieht, die ihn jagen und fangen wollen. Maßlose Angst bestimmt nun sein von Instinkt gelenktes Fortlaufen und bald verliert er die Orientierung.

Der Gepeinigte deckt das Haupt, so gut es geht, kniet und fällt, rennt und stolpert, flucht und ruft. Endlich wird er eines sicheren Hafens gewahr – einem Erdloch. Genau genommen ist es eine winzige Höhle, mit einem Eingang, kaum größer, als daß ein sehr fülliger Dachs darin hineinkriechen und unbeschadet wieder herausfinden könne. Das Loch, wenig erhöht gelegen und von Dickicht beschirmt, ist dem Fliehenden so einladend wie ein Gasthaus, und so stürzt er, der lauernden Gefahren ungewiß, hinein.

Nunmehr kauert Tyreus in dem dunklen Gewölbe, nicht viel tiefer, als für ihn Platz wäre, und wartet. Ausgeformt und belastbar ist der Unterschlupf, innen trocken und bewurzelt. Wer mag den Bau für sich nur angelegt haben?, fragt er sich, doch nicht dringend und noch weniger fürchtig angesichts des unmenschlichen Sturms. Zeit seines Lebens hat er kein solches Unwetter erlebt. Er kann nicht wagen herauszugehen, es würde ihn im selben Augenblick erschlagen!

Bis zum Abend verharrt das Wetter, erst dann verliert es an Kraft. Und so traut er sich heraus und erblickt eine beispiellose Verwüstung, der er weiter zu entkommen sucht. Bis zum Mittag durchquert er den Wald, gänzlich orientierungslos, und je weiter er sich von der Höhle entfernt, desto unbeschadeter wird der Wald, und irgendwann sieht es so aus, als wäre ein solcher Wolkenbruch nie gewesen. Hungrig, doch erleichtert und frohen Mutes sucht Tyreus sich seinen Weg ins Licht, immer entlang eines ehemals ausgetretenen Pfades, zwischen Birken und Fichten hindurch, dem wiederkehrenden Ruf der Vogelschar folgend. Bald drängt das Wild zurück; Hasen jagen durch das Unterholz, gar ein Dachs quert seinen Weg.

Vier Tage müssen vergehen, ehe sich der Reisende zu einer Handelsstraße wiederfindet und ihr nach Osten, zur Küste, folgt. Das Land wird nun weiter, er verläßt den Wald. Ein breites Tal säumt die Straße zu beiden Seiten. Die seichten Hänge sind von Gras und Heidekraut bewachsen, so dicht wie der Bart eines alten Mannes. Es riecht nach dem Laub der wenigen Bäume, dem feuchten Reiz des Nebels, zuweilen nach Pferdemit. Er deutet eine Siedlung an. Unermeßlich ist die Ferne, die der Wanderer erkennen kann; als stünden die sichtbaren Berge in der Unendlichkeit, darüber höhrend, nie erreicht werden zu können. Jedoch, er sucht nicht die Weite, sondern einen menschenbewohnten Ort.

Würde er die Möglichkeit erhalten, das Buch und andere gesammelte Dinge zu tauschen gegen ungeflickte, saubere Kleidung, etwas zu Essen oder eine Aufgabe? Und als die Tage wie die Finger an beiden Händen ausgezählt, da erreicht er eine große, weithin sichtbare Stadt. Das Leben auf der Straße erblüht, er schaut mehr Menschen denn je, und Bauwerke, so stolz und eindrucksvoll, daß in ihm der Wunsch erkeimt, verweilen zu wollen, noch über seine Absichten hinaus.

Kapitel 2

Grausig ist der erste Anblick dieser unbekanntes Anlage: Ein uneinnehmbares Bollwerk, aufgemauert aus ehrfürchtigen Steinen, umringt die Stadt, aus der Türme wie Spieße staken. Höher als alle ihm bekannten Bäume ragen diese Mauern auf! Jahrzehnte an Arbeit muß ihre Errichtung verzehrt haben! Und ihnen als Zierat dienen von

den obersten Zinnen herabhängende, im Wind flatternde ausgetrocknete Menschenhäute. Wie auf einer Kette sind Köpfe Enthaupteter aufgespießt, entlang des Mauerwalls, entlang der Brüstung am großen Tor, sogar als abschreckende Warnung auf der Brücke zur Stadt selbst. Tyreus wird sich bewußt, daß dies kein Ort für Räuber und Diebe sein kann, vielleicht noch nicht einmal für Händler, die sich seines gesammelten Tands annehmen werden.

Nalma, so lautet der Name der befestigten Stadt, wird von einem Kriegsherrn regiert, dem Herrscher Kadim. Dieser Mann, gebildet und belesen wie kein zweiter, zehrt seine Geduld und Besonnenheit aus Erfahrung, gesammelt auf jahrelangen Feldzügen ins Landesinnere. Damals noch einfacher Soldat, machte er bald durch Geschick und List auf sich aufmerksam und wurde Mitglied der Garde des damaligen Königs. Wie viele vor ihm kam er durch Verrat und Mord zur Regentschaft und übt sie seit nunmehr sieben Jahren mit eisernem Willen und unerbittlich, mit seiner eigenen Auslegung von Gerechtigkeit, aus. Er ist es, den man weithin gleichermaßen fürchtet wie achtet, denn sein Vorzug ist Unbeirrbarkeit. Er gilt als legendär unbestechlich, waghalsig, aber auch zurückhaltend und geduldig. Der Herrscher gilt als jemand, der es verdient hat, gewählt zu werden, denn er braucht keine Werbung seiner Person; der wirbt durch Taten, durch Prinzipien, nie durch Abbild.

Durch Kadim gelangte die Kultur zu neuer Blüte: Er ließ zwei Universitäten gründen, und in Nalma werden Schriften in mehreren Bibliotheken gesammelt und gedeutet. Handwerk und Kunst sind hochentwickelt und werden zu beachtlichen Preisen ausländisch erstanden. Eine Stadt, die so reich ist, daß man sagt, selbst die Lettern der Buch-

drucker seien aus Gold statt Blei gegossen.

Nalmas Weltoffenheit zeigt sich auf den Straßen: Von jedem Volke durchmischen sich die Wandelnden; es sind darunter die Einfachsten wie auch die Reichsten; die fremd Aussehenden und die Unscheinbaren. Ein Handelsplatz, der seinesgleichen sucht in Prinn, mit geöffneten Stadttoren für alle Menschen, gleich welcher Herkunft.

Die Weltoffenheit ist keine Heuchelei. Und doch wird ein Besucher der harten Rechtsprechung rasch gewahr. Allein am ersten Marktplatz stehen zwei Galgen, umringt von je drei Prangern. Tyreus beobachtet ehrfürchtig, daß nur zwei von ihnen belegt sind, der eine mehr tot als lebendig, der andere wimmernd und mit Unrat besudelt. Ein Schild zu ihren Füßen beschreibt ihre Verbrechen in einfachen, dem Volk verständlichen Worten: Schänder seiner Kinder, ist bei dem einen zu lesen; der andere wird der Häresie beschuldigt. An keinem der Galgen hängt ein Gerichteter.

Dem Platz der Zurschaustellung liegt der Sklavenmarkt gegenüber, ein Steig, an dem sich mehr als zwanzig Menschen anketten lassen, um als Ware feilgeboten zu werden. Hunderte Menschen treiben sich auf dem überfüllten Platz herum, die meisten von ihnen sind Kaufende und Gaffende, die von Stand zu Stand wechseln. Es wird verkauft, was man sich nur denken kann: Lebensmittel, Schmuck, Waffen, Pfeifen, Bildnisse, Gaunerei, Pferde, der weibliche Schoß.

Der technische Fortschritt zeigt sich wie geschildert: Gut vier Mann hohe Konstrukte bewegen sich auf und nieder, um den Marktbrunnen mit Wasser zu füllen. Ein verzweigtes Aquädukt lenkt das geförderte Naß in verschiedene Stadtteile. Davon abgeleitet sind schmale Kanäle, die den Schmutz der Straße unaufhörlich in ein abwärtiges Gefäl-

le spülen. Die Gebäude sind allesamt aus Stein errichtet, manche von ihnen vier Stockwerke hoch. Auf den noch höheren Stadtmauern, so breit wie zwei hintereinanderstehende Kutschen und begehbar, sind Katapulte aufgestellt. Tyreus kennt keine Arbeitsweise, um so gewaltige Bauten zu errichten; er kennt auch keinen Ort, an dem sich so viel Stein brechen ließe. Ununterbrochen bewegen sich Soldaten, mit Schild und Speiß bewaffnet, alleine und in kleinen Trupps entlang der Mauer, oder sie bewachen Tore, Lager und Straßenkreuzungen. Ein Verbund von kleinen und großen Spiegeln, das sind polierte Metallscheiben, wird zur Verständigung unter den Soldaten gebraucht: Posten auf den Straßen funkelt zu größeren Spiegeln auf den Mauern, wo abgestellte Soldaten die Nachricht durch wiederholtes Blitzen an entfernte Türme weitergeben, bis sie endlich in der Burg, dem zentralen Gebilde Nalmas, empfangen werden.

Tyreus sucht sich seinen Weg bald zwei Tage durch die Straßen, über beide Marktplätze, über den Hafen, bis in die Nähe der Burg. Nachts schläft er in den Gassen, inmitten des Gewimmels aus Bettlern, Händlern, Aigrefins¹, Klerikern, Beamten, Bürgern und Handwerkern. Obschon er wegen seiner Herkunft kaum beachtet wird, wagt unser Besucher nur vorsichtige Blicke und bewahrt seine Unauffälligkeit. Und je länger er sich im Geschwätz der Menschen verirrt, desto lauter hört er eine Warnung: Man habe sich in achtzunehmen vor jeder Form von Magie.

¹Aigrefin = Hochstapler, Schwindler

Hier muß der Leser wissen, daß die Einwohner Nalmas gelernt haben, sich von allem Magischen fernzuhalten, es sogar zu verachten und im Keim zu ersticken. Mag Aberglaupe der Grund dafür sein oder ein historisches Ereignis — es ist so. Insbesondere die Soldaten sind flink mit Fesseln und Schwert, sollte sich jemand der Fähigkeit zur Magie auch nur verdächtig machen. Bemerkenswert ist, daß es unter den vielen Taschenspielern und Straßenkünstlern kaum jemanden gibt, der sein Talent in Wahrsagerei, im Spiel mit Feuer oder magisch wirkenden Kartentricks unter Beweis stellt.

In Nalma gibt es keine Gegenbewegung, keine namenlosen Magier, die für ihre Anerkennung kämpfen. Mehr noch, jeder Bürger trägt freiwillig dazu bei, daß sich kein zur Magie fähiges Wesen innerhalb Nalmas Mauern verirrt. Es würde sogleich angezeigt und auf den Richtplatz gezerrt werden. Da erklärt sich leicht der unmoralische Zuspruch eines jeden einzelnen, mit Beifall dem nächsten Gehängten zuzujubeln. Nun, da auch Tyreus davon erfährt, sieht er keinen Weg, das gefundene Buch, das unzweifelhaft mit einer magischen Kraft in Verbindung zu stehen scheint, bei einem Händler zu verkaufen. So versucht er es gar nicht.

Nalma ist ein gefährlicher Ort für jeden, der sich auf Magie versteht. Umso überraschender ist, daß jedem Neugeborenen von Prinm die Magie in die Wiege gelegt wird, und es von seinen Lebensumständen abhängt, wie und ob sie sich herausbilden wird. So geschieht, daß die magische Veranlagung verwelkt, wenn sich der junge Mensch der Gewalt zuwendet. Insbesondere viele Knaben erfahren den täglichen Umgang mit den Garnisonen der Stadt, den immerwährenden Waffen, der Folter von Verbrechern am Markt-

platz, sodaß sich viele von ihnen sehr jung zum Krieger, zum bereitwilligen Soldaten formen lassen, gefügig für blinden Gehorsam. Solche Menschen verlieren ihre veranlagten Kräfte, ohne je von ihnen zu erfahren.

Die Sanftmütigen jedoch, die sich vor der Unterdrückung und dem Leiden der anderen scheuen, deren magischen Tendenzen entwickeln sich auf unvorhersehbaren Wegen weiter.

Nun ist es gerade so, daß in der benachbarten Stadt Vug, einige Tagesreisen entfernt, das Gegenteilige gilt, und eben dies der Grund sey, weshalb der Herrscher von Nalma im Krieg mit dieser Stadt und ihren Interessen steht. Diese Stadt nämlich wird regiert von dem magischen Wesen Agilulf und seinem Weib Arogah. Und bezüglich der Magie zeigt man keine Vorbehalte.

So werden die magischen Kräfte der Heranwachsenden früh erkannt und, im Gegensatz zu Nalmas Politik, gefördert. Jedoch, auf den dergestalt unterstützten Kindern lastet ein Fluch. Denn sowie sie jugendliche Gefühle wie Eifersucht und romantische Sehnsucht hervorbringen, verstärken sich ihre magischen Kräfte, und nicht selten ist dadurch jemand zu Schaden gekommen. In ihrer Nähe werden Strohdächer angesteckt und zuweilen verenden Tiere. Während der vergangenen Jahren verbreitete sich durch schlechten Einfluß darüber hinaus Unzucht und jugendlicher Übermut, sodaß den Heranwachsenden an zwei Möglichkeiten verbleibt:

Erstens. Sie werden verstoßen und verrohen. Denn wie man weiß, gleicht der menschliche Geist einem Feuer, das für gewöhnlich von gesellschaftlicher Nähe, deren Leitwerten und moralischer Übereinstimmung eingefaßt bleibt.

Beim Ausgestoßenen jedoch nehmen Gedankengänge ohne Widerstand oder moralische Prüfung ihre freie Entfaltung ein. Jede Schlußfolgerung erscheint logisch, jeder Zirkelschluß ist eine Beweiskette. Das Feuer brennt unkontrolliert. Der wahrlich Isolierte wird zum Anarchisten; er erklärt sich selbst dazu. So kommen diese Menschen von ihrer Magie ab, verhöhnen sie gar, wenden sich Gewalt und Waffen zu, sodaß es sie letztlich nach Nalma zieht, wo es heißt, daß man für Mut und Stärke ausgezeichnet würde und ein gutes Leben habe. Sowie sie nach Nalma gelangen und dort durch ihre legendäre Rücksichtslosigkeit gerne in der Truppe aufgenommen werden, verlernen sie ihre magischen Fähigkeiten gänzlich. Diese Gruppe von eingewanderten Kriegern nennt man Vuug-Petor. Nalmas Herrscher, der sich dieser Truppen bevorzugt bedient, sieht in ihrer Abkehr vom Heimatvolk die Rechtfertigung für seinen Krieg.

Zweitens. Die Jugendlichen werden derart diszipliniert, daß sie sich nie verlieben und ihre mit Liebe in Verbindung stehenden Gefühle nur mangelhaft herausgebildet werden; es sind kalte, sachliche Menschen, unter ihnen gute Führer und Forscher, und aus dieser Kaste entstammt auch das herrschende Paar.

Und manche von ihnen erschließen einen Weg durch beide Welten. Doch dazu wollen wir später mehr berichten.

Es ist früher Morgen, als Lerke, die jüngste Tochter des Schmieds, das Feuer schürt, lüftet und zum Wasserholen am Marktbrunnen aufbricht. Ihre ältere Schwester geht seit Jahren bei einem Bauern als Magd zur Hand, während Lerke

ihrem Vater im Haushalt und der Werkstatt hilft. Neunzehn Winter hat das Mädchen gesehen, und ist dem Treiben und den Gesetzen ihrer Heimatstadt Nalma niemals überdrüssig geworden. Als eine von wenigen Heranwachsenden kennt sie sowohl Kadims Regierung als auch die des ermordeten Königs vor ihm.

Auf dem Rückweg lastet ihr das Gewand schwer auf den Schultern. Denn sie beugte sich zu weit über den Brunnenrand und verschüttete Wasser auf ihren Leib. So wankt sie heim durch die Gassen, an den Marktständen vorbei, dem Stoffhändler, nach dessen blauen Tuch sich ihre nähernden Hände sehnen; vorbei am Wachhaus, bei dem sie stets einen unbesonnenen Spruch bar ihrer jugendlichen Schönheit erfährt, es einer der Soldaten doch nie zu mehr wagt aus Angst vor Strafe; vorbei am Kohlenhändler, am Kerzengießer gleich neben den Imkern; an den Schaustellern, die sich ein paar Münzen verdienen; vorbei am plappernden Gesindel vor dem Rathaus; an den Buchhaltern und Geldverleihern, die sie nie eines Blickes würdigen; am Kanal entlang, rasch!, denn hier wurden schon Frauen ertränkt. Auch am Diebes-Pflock vorbei, einem Winkel, an dem seit letzter Nacht ein Mann wie eine Ziege angebunden ist, ein Auge bereits geblendet, ausgepeitscht und bespuckt. Nur ein Lumpenhemd und eine Diebesmütze trägt er, und Lerke erkennt die Stadt abermals als gefährlichen Ort, selbst wenn man kein Magier ist.

In dieser Stadt ist das Richtschwert eilig geschwungen und wechselhaft das Urteil, daß man sich an nichts halte: Kadim selbst hat den vorherigen König gemordet; doch wer auf den Straßen falschspielt, verliert eine Hand. Wer stiehlt, wird gebrandmarkt; wer eine Frau schändet, dem droht der

Feuertod. Auf Verstümmelung steht die Spiegelstrafe, und Giftmischerinnen knotet man mit ihren Haaren an einen Pferdeschwanz und jagt den Gaul dann durch die Straßen. Einmal soll Kadim ein Dieb vorgeführt worden sein, den er frug, ob er Gefallen an Gold habe; daraufhin solle er sein Gold erhalten: Und so übergoß man den Dieb mit einem Kessel flüssigen, gelben Metalls, daß der Mann, der seine Hände nicht unter dem Wams halten wollte, jämmerlich verbrühen mußte.

Die junge Lerke wächst mit dieser alltäglichen Gewalt auf und ist an sie gewöhnt. Mag es ihrem liebreizenden Wesen geschuldet sein: Sie kann keinen Sinn in der Folter und der angewendeten Brutalität erkennen. Weder schreckt sie vor weiteren Diebstählen ab, noch ist sie beispielhaft für eine so weit entwickelte, weltoffene Gesellschaft. Zum Trotz! Wie kann man die Vuug-Petor anerkennen und andererseits so freigiebig richten? Sie wagt das Wort Heuchelei nicht auszusprechen, auch wenn es ihr auf den Lippen liegt. Ein guter König ist wohl der, der den Hohn nicht straft, aber im Jähzorn die Schändung einer Frau. Der die Arme abschlägt, um den Kopf zu retten.

Als sie sich der inzwischen angefeuerten Schmiede ihres Vaters unter der westlichen Stadtmauer nähert, ahnt sie nicht, daß ihr ein junger Mann folgt, der auf sie aufmerksam geworden ist. Seitdem sie kurz vor dem Abgeurteilten stehengeblieben war, ist Tyreus ihr gefolgt und schaut nun, was sie weiter tut. In ihr, so fühlt Tyreus, sieht er eine Gefährtin, wie er sie nirgendwo sonst wird finden können;

eine aus dieser argen Welt herauswachsende Blume, wunderschön und doch unscheinbar und allerorts übersehen. – Die gebanntten Gedanken eines Verliebten.

Das Mädchen schüttet den Inhalt der beiden im Joch getragenen Wassereimer in einen Bottich, knotet sich das Haar über den Kopf und beugt sich vornüber. Dann beginnt sie sich die Haare zu waschen. Da seine Neugierde stark ist und der Vater gedankengerichtet am Schmiedefeuer arbeitet, traut sich Tyreus näher heran, hält sich aber noch immer verborgen. Wie einfach und gleichsam bedeutungsvoll ihm diese banale Geste erscheint: Breitbeinig steht sie vor dem Trog, und mit tüchtigen Zügen gießt sie sich das Haupthaar naß. Es spritzt in jede Richtung, ihre Schürze ist durchfeuchtet. Kraftvoll wie ein Hirsch im Frühling ist sie in seinen Augen, etwas Besonderes, Unzerstörbares; ein Anker, der ihn an dieser Welt halten könnte.

»Nie sah ich etwas Schöneres innerhalb der Stadtmauern!« beginnt der Begehrende zu stottern, und Lerke hält inne. Das nasse Haar ragt ihr über das Gesicht, sodaß sie nichts erkennen kann. »... Oder außerhalb derselben!« endet er.

Da legt sie sich erschrocken das Haar zur Seite und blinzelt in die Ferne. Sogleich erfaßt sie ihn, der starrend sich hinter einem Stapel Kisten zeigt. Er tritt vor.

»Wer seid Ihr?« will sie unverblümt doch freundlich wissen. Es tut ihr keine Not, beobachtet worden zu sein. Schließlich wusch sie sich die Haare, nicht den Schoß. Und in einer so großen Stadt ist man die allseitigen Blicke, die fehlende Intimität, gewohnt. Und trotzdem: Wie er hat sie noch niemand angesprochen.

»Mein Name ist Tyreus. Nur Tyreus. Ich habe keinen

Stand, gehöre zu keiner Zunft.«

»Ein Reisender also?«

»So mögt Ihr es nennen, schöne junge Frau: Ein Reisender will ich Euch fortan heißen.«

Lerke senkt ihren Blick kichernd auf seine Tasche. Tyreus glaubt wegen seiner Lumpen angeschaut zu werden.

»Habt keine Angst, auch wenn ich bar des Hungers, Fames' Schatten an mir, wirr rede. Ich bin nur ein Reisender, wie Ihr sagt.«

»Von weit her müßt Ihr gekommen sein!«

»Meine Kleidung, mein wildes Haar wissen es besser: Ein ganzes Leben schon gehe ich, und bin doch nie am Ziel. Seit kurzem weile ich in der Stadt. Gelegentlich treibt es mich zum Handeln in die Enge eines Dorfes. Hinter solchen Mauern bin ich selten.«

Wieder starrt Lerke unbewußt auf Tyreus Tasche, so als erahnt sie ihren Inhalt.

»Daß Ihr keine Gefahr seid, guter Herr, das muß mir niemand sagen.«

Sie kommt näher und hält eine Armlänge vor ihm inne:

»Wollt Ihr bleiben, so will ich gastfreundlich sein. Ihr sprecht von Hunger, und eine Suppe kocht im Kessel. Bohnen, Thymian, was der kleine Garten hergibt, wenn man sich die Dinge vom Markt nicht kaufen kann.«

Lerke bemerkt, wie der Reisende nach der Suppe schaut. Er setzt sich nieder.

»Wo wart Ihr schon? Beim grauen Felsen, dem hohen Turm am Kliff? Kennt Ihr die Stadt der Winde, wo man keinen Tag ohne sie zubringen kann? Kommt Ihr aus der Ebene? Oder von der Küste?«

»Aus der Ebene, meine ich. Die Gegend ist mir nicht vertraut.«

»Dann legt ab und erholt Euch am Feuer, ich will Euch etwas von der Stadt erzählen.«

»Habt Dank, Fräulein, doch bin ich ungern störend in den Dingen. Ich sah, daß Ihr Euch wuschet, und schäme mich meiner unverhohlenen Worte.«

»Eurer lieben Worte, meint Ihr? Man hebt nicht jeden Tag die Schönheit eines Mädchens über alle je gesehenen Orte und Menschen!«

»Verzeiht, ich redete wirr — der Hunger, Ihr wißt . . . «

»Da will ich Euch, verzeiht mir nun auch meine Dreistigkeit, gerne weiter hungern lassen, daß Ihr mehr Worte wie die ersten findet!«

Derke reicht Suppe, auch an ihren Vater, den sie ihm als Belenus, den Schmied, vorstellt. Während der Geschwächte sich labt, erzählt sie ihm vom Aufbau der Stadt, vom Krieg mit Vuug, und wie es dazu gekommen ist. Sie erzählt von ihres Vaters Arbeit und ihrer Kindheit, die sich zeitlebens in diesem Viertel zutrug. Tyreus bekennt, daß dies ein trauriges Schicksal sey; ein Schicksal, das keine Zukunft habe, keine Hoffnung berge, das jeder Zuversicht entbehrt, so gut man es sich auch gehen läßt. Er dagegen, so denkt er, hat viel mehr von der Welt gesehen — doch zu welchem Preis? Um der Schande willen zerlumpt und ausgezehrt vor eine wunderschöne Frau zu treten, um die zu werben er unwürdig erscheint? Wären sie einander nur unter anderen Umständen begegnet, denkt er still, und ahnt nicht, daß Derke den gleichen Gedanken faßt. Wie er ihrem einfühlsamen Wesen, ihrer Beharrlichkeit und Klugheit, nicht zuletzt ihrer betörenden Schönheit verfallen ist, sieht Derke hinter

seiner erdrückenden Erscheinung einen Mann, dem sie sich, dem Wunsche nach, schon immer anzuvertrauen suchte. So sind sie beieinander viele Stunden, und die Stunden hoffen auf ihr Beisammenbleiben.

Als bald die Nacht hereinbricht, bittet der Besucher um eine Nachtstätte. Er darf sich waschen und legt sich dann in der Dunkelheit ans warme Schmiedefeuer, wo ihn der Vater in sicherer Entfernung zu seiner Tochter weiß. Es ist kein arges Wesen, das Belenus ausmacht: Er ist ein Vater, der so viele Winter wie Kriege und Friedensschlüsse gesehen hat. Sein ganzes Leben verbrachte er in Nalma, stets Waffen und Rüstungen für den jeweiligen König zu fertigen, daß er darin seine Soldaten im nächsten Zwist auf den Feind loslasse. Belenus hat niemals Beständigkeit gelernt: Er weiß, daß Menschen geboren werden, und sie schneller sterben, als sie zumeist ahnen. Er kennt die Prahlerien und das unmoralische Gebaren der Heranwachsenden; die heuchelnde Werbung der verrohten Soldaten und Wachen. Ja, er kennt die wahre Natur einer Gesellschaft, die sich allein durch Kampf und Opfer verdienlich zu machen glaubt. Und wie die Jungen in den nächsten Krieg ziehen, dauert es keine zehn Tage, da sammelt er, wie viele Mittellose und Herumtreiber, von den Schlachtfeldern die Gebeine, daß sie die Felder mit neuen Kräften würzen; und die zerlegten Rüstungsteile, daß daraus etwas Neues geschmiedet werde. In diesem ewigen Kreislauf des Krieges sieht er seine Tochter treiben, die, so unwissend sie ist, ihrem Vater bei einem Handwerk hilft, das in Nalma nichts Gutes verheißt. Insbesondere seit dem Tod ihrer Mutter wünscht er sich für sie einen Weg, der aus Nalmas Geschichte und Nalmas unbarmherzigen Einfluß herausführt.

Nach einer kurzen Nacht stellt Tyreus am Morgenlager fest, daß Lerke nicht länger in seiner Nähe ist. Von ihrem Vater erfährt er, daß sie ihren morgendlichen Aufgaben nachgehe, wie sonst auch, Wasser hole und dergleichen. Weil Tyreus daselbst nicht warten will, verabschiedet er sich und bricht in die Stadt auf.

Nicht lange danach steht er inmitten des märkischen Treibens, inmitten der Rufe und Hetze, dem Gerede und den vielen Tierlauten: Von Gänsen, die um ihr Leben schreien; von Tauben, die die höchsten Türme umkreisen; von Pferden, die unter der Peitsche ihrer Lastenfahrer stöhnen; von allem, das zu Leben noch eine Stimme hat.

Erneut zieht der Sklavenmarkt Tyreus' Aufmerksamkeit auf sich, sodaß er näher herantritt. Abermals bestaunt er mitleidig die Angeketteten, denn eine ähnliche Form von Unterdrückung kennt er aus seiner Heimat nicht. Ihm fällt auf, daß sich viele der Sklaven nicht von denjenigen Männern unterscheiden, die sie bewerben: Da steht ein dunkelhäutiger Mann zum Verkauf, nur mit einem Flickens um die Blöße bekleidet, und daneben ein ebenso schwarzer Mann, der ihn anbietet. Der Händler trägt gutes Gewand, einen glänzenden Gürtel, Ohrringe, Fingerringe. Ein schwerer Lederbeutel hängt ihm an der Hüfte; er ist im Gesicht bemalt und das Haar ist abenteuerlich gestutzt. Doch beide Männer sind im gleichen Alter, der Sklave wohl etwas ausgezehrt. Ihre markanten Gesichter, die Behaarung der Arme, das Weiß der Zähne, das Grau der Augen – es scheint keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen zu geben. Allein, dem Sklaven ist ein besonderes Zeichen, ein Kreis, den eine

gezackte Linie durchstößt, am Hals eintätowiert.

Tyreus fragt bei sich: Wenn man die Sklaven erst kennzeichnen muß, um sie als Sklaven auszuweisen: Wie können sie dann als Ware gesehen, zum Verkauf gerechtfertigt; wie können sie verschieden sein von ihren Haltern? Es muß ein merkwürdiges Volk sein, das diese Ungleichheit zum eigenen Vorteil hinnimmt. Es muß gar umsichtig erzogen worden sein, doch ohne erlernte Moral, ohne Bekenntnis, was das Leben ausmacht. Ein Volk, das nicht viel außerhalb der Stadtmauern gesehen haben kann.

Einige Schritte weiter begegnet Tyreus einem Händler, der in seiner Straßenauslage nicht mehr zu haben scheint als seltsame Gebilde, die an große Sanduhren erinnern. Oben und unten sind es je ein menschlicher Schädel, die auf einer Röhre aufsitzen, durch die der Sand von dem einen Kopf in den anderen Kopf rieselt. Tyreus hält es zunächst für kunstfertig geschnittenes Horn; eine Art zierender Tand für die Wohnstube, gleich den Menschen, die sich bemalte Teller anstelle von Bildern an die Wand hängen. Als Tyreus eine der Uhren in die Hand nimmt, erkennt er erschauert, daß es sich um echte Menschenschädel handelt, und stellt das kuriose Gebilde angewidert zurück in die Auslage.

Der Händler spricht ihn an, und weil Tyreus zugibt, nie eine ähnliche Uhr gesehen zu haben, wird ihm darüber geschildert: Hier in Nalma habe sich eingebürgert, die kurzen Zeiten in »Köpfen« zu messen. Dies sey die Dauer, wie Sand in einen Schädel paßt, bis er in den gegenüberliegenden gefallen ist. Man sagt dann: »Das Turnier möge ›drei Köpfe‹ dauern!« Weiter erzählt der Mann, daß die Uhren gerade bei den jungen Kriegern sehr beliebt seien: Wenn sie die zwei Köpfe ihrer Feinde aufstellen, um damit zu messen,

wer Sieger beim Ringen, im Waffen-Zweikampf oder beim Reiten werde, sobald der Sand abgelaufen ist. Käufer zahlen gutes Geld für besonders furchterregend aussehende Köpfe, und es fiel dem Händler von Mal zu Mal schwerer, unbeschädigte »Ware« vom Schlachtfeld zu sammeln. Im Vertrauen bekennt er gar, daß er zuweilen auch Köpfe der eigenen Truppen mitnimmt, um sie auszukochen und herzurichten. Er lacht, denn er glaubt sich schlau.

Tyreus dagegen überkommt Unwohlsein, denn er befindet sich an einem Ort, an dem Moral und Sitte nichts zu zählen scheinen. Stört sich niemand daran, Mobiliar aus menschlichen Gebeinen zu besitzen? Hier in Nalma würde es gewiß nicht lange dauern, ehe man, einmal in Ungnade gefallen, am nächsten Pranger oder Galgen endet, anschließend die Knochen zu Kunst verwertet, während die Haut an der Stadtmauer trocknet. Ein gefährlicher Platz für alle abweichenden Gedanken; dort, wo der geringste Fehler sogleich mit dem Herzschlag gebüßt wird.

Doch könnte dies auch Gutes haben? Wäre nicht denkbar, daß das schnelle Urteil eben jene Unterwanderung verhindert, die so manche Gesellschaft im Geheimen zersetzt? Gibt es nicht immer eine Verschwörung von Gleichgesinnten, die das bestehende Gesetz anzuzweifeln wagen, und dies aus gutem Grund? Und wäre eine Gesellschaft nicht umso unbeirrbarer, je weniger Raum zum Umdenken ermöglicht würde?

Tyreus wendet sich dem Marktbrunnen zu, in der Hoffnung, dort Lerke, die er zu lieben glaubt, anzutreffen. Doch es ist so viel Volk unterwegs, zu viel, um einer einzelnen Person gewahr zu werden. Stattdessen drängelt sich ein Ausrufer mit seinen Häschern durch die Menge, verschafft sich

Platz und Gehör. Mit lauter Selbstsicherheit verkündet er ein Urteil, das demnächst im Schloßhof abgehalten werden soll. Tyreus hört in der Menge, wie diese Verkündigung verhöhnt wird. Denn »zum Schloßhof gehen« gilt hierzulande als Redewendung für große Ungewißheit: Da Hinrichtungen traditionell ebendort abgehalten werden, wisse man bei einer Einladung — betreffe sie nun einen Abgesandten oder einen Bauern — nie, ob man den Tod finden wird.

Kaum jemand bekennt Abscheu vor der Darbietung. Mitnichten: Ein jeder verstummt in seinem Tun, um der neuesten Ankündigung zu lauschen, die gleich einem Durstenden der Schluck Wasser zu sein scheint. Aufmerksam und mit geöffneten Augen wird jedes Wort vernommen, und die Tuschelei, der Tratsch, beginnt: Wer es wohl sein wird? Jemand, den man kennt? Den Tod wird er finden, gewiß — doch wie? Wird sich die Hinrichtung in ihrer bemerkenswerten Durchführung mit der vorherigen messen können?

Tyreus wendet sich ab und eilt so schnell er kann zurück zum Schmied. Innerlich ist er getrieben zur Flucht; jedwede Faszination für das bunte Volk und die beeindruckenden Bauten sind verblaßt, wollen vergessen werden. Und er fragt sich mit jedem Schritt, den er keuchend zuwege setzt, wie nur eine Stadt sich so gebildet haben kann. Auf welchem Wege sie dergestalt gewachsen ist und Zusammenhalt findet, wenschon in ihrer tagtäglich Grausames geschieht. Und er fragt sich insonderheit, mit welcher Geduld und Rechtfertigung Lerke, seine Angebetete, diese Pein ertragen kann. Daß sie sich dem längst entzogen hat, kann er nicht wissen.

Wie er bei Belenus Schmiede eintrifft, ruft er gleich die Tochter. Doch sie ist nicht daheim. Belenus beschreibt dem

Atemlosen, daß Lerke, wie alle vierzig Tage, zum Kloster aufgebrochen ist, und in wenigen Tagen zurückerwartet werde. Sie verbringe Güter dorthin, tausche sie gegen andere Waren. Ungeduldig läßt Tyreus sich den Weg beschreiben, und so rasch er kann, winkt er dankbar zum Abschied.

Kapitel 3

Derweil wollen wir die Geschehnisse um Lerke verfolgen. Treu ihren Aufgaben ist sie nach Lubenstein unterwegs, dem alten Kloster südlich von Nalma, zwei Tagesmärsche entfernt. Gegründet wurde das Gemäuer vor Jahrhunderten von einer legendären Heilkundigen namens Mechthild Egard von Lubenstein. Seitdem widmen sich die Klosterbrüder vermehrt den Dingen, die ein Kloster ausmachen: Der Gartenkunde und Herstellung von Salben, Tinkturen und anderen heilenden Essenzen. Sie sind bekannt als gekonnte Bäcker und Winzer; ihr hoch auf einem Berghang liegendes Zuhause ermöglicht ihnen den Anbau von maßlos hervorragenden Weinstöcken, Obstbäumen und Zierbüschen. Auch auf das Brauen und Kunstschnitzen verstehen sie sich so gut, daß ihre Waren vielerorts gefragt sind. Nur nicht in Nalma.

Es ist kein Geheimnis, daß ebendiese Stadtleute mit dem Klostertreiben nichts zu tun haben wollen; denn ihnen erscheint der Brüder Neigung zu Kräutern, Büchern und Gesängen zu nahe der Magie – die ja jedermann in Nalma zu fürchten habe. Umso willkommener ist Lerke, eine sich den Geboten Widersetzende, um das Kloster mit Tauschwaren aus Nalma zu versorgen. Dieser Tage reist sie mit ihrem

Esel, die Taschen aufgefüllt mit getrockneten Gewürzen, Lederstreifen und Bast, Tonschindeln, Nägeln, Schinken, Pfeifenkraut, Blecherzeugnissen wie Kannen und Töpfen, geschliffenen Linsen und dergleichen mehr. Für diese Dinge tauscht sie die seltenen und begehrten Klosterwaren, die sie und ihre Geldgeber hinter Nalmas Mauern unter verdeckter Hand vertreiben. Doch der ebenso gewinnbringende wie abenteuerliche Schmuggel ist Lerkes Absicht nicht. Er dient ihr wiederum als Deckmantel für eine andere Verkleidung. Denn sie lebt gefährlicher, als man allgemein – und auch ihr Vater – weiß.

Tatsächlich entwickelte das junge Mädchen vor Jahren schon erste magische Kräfte. Sie erwachsen aus zufälligen Geschehnissen, die man dem beliebten Hausgeist zuschrieb und damit zufrieden war. Lerke bewegte unwissentlich kleine Gegenstände oder ließ sie verschwinden. Sie hörte einzelne Stimmen über weite Entfernungen. Sie ahnte Begegnungen voraus. Doch all diese magischen Anreize entfalteten sich nicht weiter. Sie waren wie Kinderkrankheiten, von denen keine das spätere Leben prägt. Das, genau genommen, ist eine andere in ihr wachsende Fertigkeit.

Endlich nähert sie sich dem weiten, baumlosen Tal, in dessen Mitte ein felsiges Plateau aufgedomt ist. Drei Wege, aus verschiedenen Himmelsrichtungen, laufen hier zusammen, und ganz auf der Spitze liegt Lubenstein, dessen Mauern und Türme bereits sichtbar sind, wenschon noch Stunden des Wegs vor einem liegen. Die umliegenden Berge sind zu dieser Jahreszeit in Wolken verhüllt, und an ihren schroffen

Klippen hält sich Eis. Man sagt, es habe vor Ewigkeiten auch in diesem Tal eine Stadt gegeben, aus deren Steinen das Kloster erbaut wurde. Aber das will niemand glauben, denn es gibt keinen Hinweis auf diese Siedlung. Greise schwören auf alte Schriften und Legenden, daß dieses Tal in der Tat niemals stark bewohnt war; mehr noch, es immer schon als Weideland für die Hirten auf dem Weg nach Nalmas Märkten diene.

Wie dem auch sey, Lerke kennt den Weg gut. Seit vielen Wintern begibt sie sich an diesen Ort. Und bevor sie die ersten Ausläufer des Klosters erreicht, schließt sie ihren Umhang und verhüllt Gesicht und Haar in einer engangliegenden Kapuze. Unentdeckt wandelt sie umher, schaut niemandem ins Gesicht, verzichtet auf den Widerruf zum Gruße. Denn es würde ihre Stimme verraten.

Frauen sind im Kloster nicht willkommen, und kein Weib dürfe sich der Hoffnung ergeben, am Klosterleben teilzuhaben. Allenfalls eine Königin – wenn es denn eine gäbe, die Anspruch auf diesen Landstrich erhob –, ja, eine solche wollte man für kurze Zeit einlassen, um der Etikette zu folgen. Doch jede andere, insonderheit so schön und waghalsig wie Lerke, würde man mit Rufen und Peitschen zum Widebrecht jagen!

Dieser unnatürliche Spott bar des weiblichen Geschlechts gründet auf einem Aberglauben, so alt und lächerlich wie alle Aberglauben; daß nämlich aus der Unterweisung junger Frauen und Mädchen sogenannte Hexen hervorgingen, deren Kräfte unaufhaltsam werden. Eine vor Äonen bereits halb vergessene Sage erzählt dieses Märchen, und aus Vorsicht läßt man überhaupt keine Frauen durchs Tor. Dies erstaunt umso mehr, als daß die Klosterbrüder um die Ma-

gie wissen: Sie kennen die Magierstadt mit unverhaltenen Worten – die meisten Bücher kopieren sie für die dort lebenden Archivare und Gelehrten –, und würde sie eines Tages ein Magier aufsuchen und seine Kräfte zur Schau stellen, der würde bewirtet mit dem Besten aus den Kammern! Nur eben vor einer Hexe, nämlich einer Frau, scheut sich der abergläubische, mürrische Haufen Einsiedler.

Nun ist es in der Tat so, daß Lerke eben jenen Unterricht erfährt, den sie nicht erfahren soll. Denn einer der Brüder ist ihr Lehrer.

Stöhnend wankt der Esel den engen, steinigen Pfad zum Kloster hinauf. Hier, in der Kälte des kargen Gipfels, wo jedes pflanzliche Geschöpf dem frostigen Wind ausgesetzt ist, gedeiht nur wenig mehr als etwas Gras. Jedoch, hinter dem Schutz der Klostermauern, dort wachsen heran prächtige Gärten von Gemüse und Kräutern, schöner und fülliger, als es in einem Garten im sonnigen Tiefland gelingen wollte. Reihen von Obstbäumen säumen die niederen Mauern, und die landwirtschaftlich Geschickten bestellen kleine Felder mit unterschiedlichem Getreide.

Inzwischen dunkelt es, sodaß Lerke eine Fackel entzündet. Dies ist ihr nur recht, denn Dunkelheit ist der Pate des Verborgenen. Als sie den ersten Mauerring passiert, schaut sie, wie immer, hinauf zu den fehlenden Steinen, deren Lücke grün und dornig verwachsen ist. Einer der Nachwächter, der im Gang vor dem Tor patrouilliert, kommt näher und winkt dem von seiner Reise ausgezehrten Händler herein. Lerke winkt ihm selbstbewußt zurück, in dem Wissen, daß er niemals erfahren würde, daß sie eine junge Frau sey. Fürwahr, sonst hat dieser Wächter nicht viel zu tun: Gesindel oder gar Räuberbanden wagen sich nur sel-

ten an diesen Ort. Die Ehrfurcht vor dem Magischen wirkt auch hier und hält umso willkommener alle Unbedarften ab, den mühsamen Aufstieg zu versuchen. Nur hin und wieder kommen Wölfe und anderes Getier in die Nähe der Mauern, die mit Fackeln und Lärm rasch vertrieben sind.

Wie vereinbart, hält sie sich von jedem Gespräch oder nur Grußwort fern; rastet nicht am Hof-Feuer, um sich aufzuwärmen. Sie bindet ihren Esel an der Tränke fest, dort im überdachten Stall, wo die anderen Tiere ruhen. Taschen und Pakete nimmt sie ihm von den Schultern und verstaut sie in einer Ecke. Um diebische Brüder muß man sich hier nicht sorgen: Der Klosterrat wünscht, im Interesse des fortgesetzten Handels, die gerechte Abfertigung jeden Tausches. Niemandem wäre gedient, wenn Lubenstein als ein Ort gelte, an dem sich Beutelschneider eingenistet haben. Darüber hinaus wissen die Brüder, wie alle weisen Menschen, daß es nur vier Dinge auf der Welt gibt, die man wirklich besitzen und demzufolge ausschließlich verlieren kann: diese sind Wissen, Erfahrung, Ehre und Leumund. Und eben letzteren zu verlieren, beschämt am meisten.

Lerke tritt an eine Seitentür und gibt ein Klopfzeichen. Die Tür öffnet sich für sie, ohne daß eine Frage ihr entgegengestellt wird, und endlich kann sie die Kapuze zurückschlagen.

»Haben Viele Euch gesehen? Es ist ja gut Nacht, und ... «

»Beruhigt Euch, Bruder Vern! Mich haben so wenige gesehen wie sonst auch«, antwortet Lerke mit nachgiebigen Worten: »Und noch immer erkennt mich niemand.«

»Seid nie überheblich, selbst wenn Ihr seit langem auch wachsamen Augen täuscht! Überheblichkeit ist Hochmut. Und der blendet Eure wahren Stärken!«

»Ja, Meister Vern.«

Lerke schweigt beschämt. Freilich weiß sie, daß, solange der Meister lebt, ein Schüler nicht annehmen dürfe, seinen Lehrer zu übertreffen.

Vern, ein steinalter Mönch, weist sie zu folgen an. Wie immer gehen sie zum abgelegenen Flügel, wo in mehreren Räumen sein Labor eingerichtet ist. Obst, Brot und leichten Wein hat er ihr schon bereitgestellt, ihr, seinem einzigen Gast. Denn Vern lebt nach traditioneller Weise; und obwohl auch die anderen Mönche keinen offenen Markt für Fremde abhalten, bleibt er bemerkenswert zurückgezogen. Besonders sein alchemistisches Wissen wird geschätzt, wenschon er nicht auf Reichtum forscht. Für ihn gilt interessant, in Verbindung zu bringen, was immer sich, aus der Natur entnommen, in Verbindung bringen lassen will – um dann Eigenschaften und Nutzen abzuleiten. Vern behält diesen Ruf nach einer langen Lehrzeit und einer noch längeren Zeit als Meister. Wann immer im Kloster ein Experiment fehlschlägt – sey es die Vergärung von Käse, Wein oder Brot mit neuen Zutaten –, ist sein Wort das erste, das geltend gemacht wird. So bewahrt er großen Respekt, der ihm die Verbitterung über sein tatsächlich einsames Dasein ausgleicht. Ohne Familie aufgewachsen, ist ihm die Bruderschaft das Nächste, das zu verderben, wie bei einer richtigen Familie, ihm selten im Sinn steht.

Lerke bemerkt im Kohlebecken ein glühendes Stück Metall, und Vern führt ihr vor, wie er es im Fokus der Hitze, wenn das Metall zu schmelzen droht, mit Ölmischungen

betröpfelt, um es zerspringen zu lassen. Was man damit anstellen könne, möchte sie wissen.

»Es ist der Staub, der daraus zu gewinnen ist. Denn solch geborstenes Metall zerkrümelt unter dem Stößel! Der Staub läßt sich danach vermengen mit Staub aus Edelsteinen, mit Gewürzpulver, mit roher Wolle. Doch genug davon – wie geht es mit Euren Studien voran?«

Denn daß Vern das Kind unterweist, ist, trotz der vielen Geheimnisse um seine Person und sein Werk, das am besten gehütete Geheimnis. Und so müssen auch ihre Studien außerhalb des Meisters Labor geheim sein. Dieser Tage wäre nicht gut geschehen, wenn man Vern der Hexenausbildung beschuldige, und Lerke der Lehre in Magie und Alchemie!

So sitzen sie die halbe Nacht beisammen und besprechen, welche Einsichten erwähnenswert sind, welche Aufgaben vor ihnen liegen, welche neuen Bücher für die Klosterbibliothek kopiert worden sind, und welche von denen ihrem Erkenntnisgewinn nutzen.

Das hier beschriebene Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist eigen. Denn beide gewinnen selige Befriedigung beim gegenseitigen Lehren und Vernehmen, die anders zu werten ist, als die bloße Wissensvermittlung zunächst vermuten läßt. Denn jeder Buchbinder oder Metzger kann seinen Lehrlingen das nackte Handwerk vermitteln, ohne eine besondere Berührung in Herz und Seele zu erfahren. Für den alten Vern bedeutet es jedoch die letzte Möglichkeit vor seinem Lebensende, seltenes Wissen und einzigartige Erfahrung einer geächteten Unabdingbarkeit weiterzugeben. Und mehr noch ehrt es Lerke, die fühlt, daß nur auf diese Weise die in ihr erwachende Magier zu bändigen sey. – Schlicht: Ein Bündnis gegenseitiger Notwendigkeit.

Am folgenden Tag besuchen Schülerin und Meister den Kräutergarten hinter dem Klosterfriedhof. Um ihre Anonymität zu wahren, geht Lerke verhüllt, das meint in Mantel und Kapuze umher. Schon einmal ist Vern gefragt worden, wer denn sein Besucher sey. Ohne den Fremden zu Wort kommen zu lassen, erfindet er den Namen eines bekannten Händlers, der ihm Pflanzensamen für den Garten liefert, und diesem, um die Tagesfülle nicht unachtsam verstreichen zu lassen, den Garten und das Anwesen zu zeigen pflegt. Bislang gab man sich mit dieser Antwort zufrieden, und so ist man auch an diesem Tage ohne Furcht unterwegs.

Behutsam durchqueren sie ein Feld aus blühendem Lavendel, der von Wacholder, Giersch und anderem Gewächs eingefaßt ist. Vern trägt einen Korb bei sich, und wann immer er sich niederbeugt, um Stengel und Blätter von dieser oder jenen Pflanze abzuzupfen, fragt er Lerke, ob sie wisse, wie das Kraut hieße. Vieles kennt sie – und doch nicht alles. Sie weiß, daß manch Ungebildeter den Garten betreten könne, der achte auf die fünf auffällig blühenden Gewächse, von denen er zwei beim geläufigen Namen nennen kann. Storchschnabel und Geißblatt kennt nun wirklich jedermann, das gedeiht überall.

Doch der sich wirklich um die Geheimnisse der Pflanzen bemühen will, der betritt denselben Garten und erkennt an Arten derer Hundert! Beim Blick in die wildwachsende Gruppe schaut er nicht nur grüne Halme, sondern jedes Wesen für sich; ein jedes mit eigener Bezeichnung und Wirkung. Und wie er sich damit befaßt, lernt er die Verwandtschaft unter ihnen und den Konsens ihrer Säfte. Vern

braucht keine Frage und kein Buch, um zu beurteilen, ob ein Gift entsteht, wenn man Teile der einen mit Teilen der anderen Blume vermischt. Trotz allem ist er nicht so überheblich anzunehmen, daß es nichts weiter zu lernen gäbe.

In der Tat summt und rauscht es im Gesträuch: Die ungemähte Wiese wird umworben von geflügeltem Kleintier, und ein jedes Leben drängt auf des anderen Abhängigkeit. Wer dem Treiben und Summen eine Weile zusehen wollte, der mußte unweigerlich erkennen, daß jede Regung zwischen Grün und Flügeln, jedes Kommen und Verschwinden, jedes Verweilen und Sammeln nicht dem Selbstzweck ausgerichtet sey, sondern etwas Höherem diene. Etwas, das man erst zu erkennen bereit ist, wenn man sich damit eingehender befaßt.

Lerke betrachtet die Hummeln beim Befliegen der wilden Luzerne, die vereinzelt hier und da aus dem Boden ragt. Sie sieht, was die Tiere tun und wie sie es tun; jedoch sieht sie nicht, wozu: Wüßte sie es nicht besser — wie sollte sie erkennen, daß die Beute fortgetragen und weiterverarbeitet wird? Daß der Luzerne der Besuch gutgetan hat? Gleichso verhält es sich mit Lerke und ihrer magischen Anwartschaft: Sie übt und ist im Zuhören ihres Lehrers beflissen. Sie ist mutig und neugierig, die alten Folianten nach vergessenen Worten zu erforschen. Nur weiß sie heute nicht, was einmal aus ihr werden wird. Genau das ist es, das sie an der Magie reizt.

Einmal hocken sie beieinander. Der Alte sieht kurz über seine Schultern, um sicherzugehen, daß sie alleine sind.

»Reicht mir das Helle Würfelkraut!« fordert Vern seine Schülerin auf. Sie sieht sich um, nach einer Pflanze suchend, die ihrem Namen gerecht wird, eine Pflanze mit hellen,

würfelförmigen Blättern oder Früchten. Tatsächlich ist jede Suche vergebens, denn es ist eine Pflanze mit langgestreckten, pechschwarzen Früchten, wie ihr Vern schulmeisternd vorführt.

»arum nennt man sie dann Helles Würfelkraut?« will Lerke wissen und betastet Stengel und Blätter dieser Merkwürdigkeit.

»Weil dieser Schatz nur den Kundigen und Gelehrten bekannt sein, und der Name all jene in die Irre führen soll, die die Pflanze nie zuvor gesehen haben!« – Seine Stimme verkündet Müdigkeit und Alter. Nur langsam werden die Worte, wenn auch fehlerfrei, aneinandergefügt.

»Das verstehe ich«, bekennt Lerkes sachlicher Geist. Ferner erschließt sich ihr etwas Unerwartetes: Wie sie das Bündel Halme in den Händen hält, scheint sie einen Geruch wahrzunehmen. Jedoch nicht über die Nase, sondern über die Haut! Ja, es riecht süß und bitter zugleich. Das sind gewiß vertraute Gerüche, und ebenso vertraut ist ihr die Wahrnehmung über die Berührung.

»Das ist es, nicht wahr?!« lächelt sie Vern an und weiß um die besondere Eigenart dieser Pflanze.

»Und wieviel davon benötigt man für die Tinktur?« will sie weiter wissen.

»Drei Blütenköpfe von dieser Pflanze«, zeigt er ihr: »Und das Blatt von dieser.«

Er deutet auf ein bereits gesammeltes Kraut im Korb. Lerkes sachlicher Geist schlußfolgert abermals: »Dann braucht es also drei Blütenköpfe vom Hellen Würfelkraut, und ein Blatt davon für die Tinktur?«

»Nein, so einfach ist das nicht!« Schelmisch lachend fällt Vern zurück. Er lacht gerne, und doch ist es ihm ein seltenes

Glück.

Meister Vern erklärt ihr, daß man in einer dergestalt unverständenen Welt wie Primm sich nicht nach reinen Rezepten, und seien sie nur für Pflanzenteile, richten dürfe; sondern es außerdem die »Magie« der Bestandteile zu kennen gilt – mit einem »magischen Verständnis«. Zum Meister genüge es also nicht zu wissen, wie die Pflanzen hießen und wie viele Teile man hiervon oder davon zerstoßeln soll ... ; nein, man muß die magische, unsichtbare Aura sehen können, die Pflanzen und alles andere umgibt. Nur dann kann man Magier sein.

Ob er vor seiner Zeit im Kloster ein Magier gewesen sey, fragt die Schülerin. Der Meister antwortet, daß man auf vielerlei Weise »Magie« wirken könne — die seine sey das Wissen. Magie ist nicht länger ein Wort, das Wunderliche und Unerklärliche zu beschreiben. Sie ist ein Tor für jedermann, der zum Durchtreten mutig und willens genug sey.

Nunmehr beliebt es auch Vern von Lerkes Fortschritten in Magie zu erfahren. Und in ihrer Beherrschung zeigt sie ihm, was sie gelernt, und in den letzten Wochen heimlich geübt hat.

Nachdem sie zusammen gespeist und sich in das Turmlabor zurückgezogen haben, bittet sie um ihres Vorbild Aufmerksamkeit: Aufrecht stellt sie sich vor ihn, nickt ihm vertraut zu. Dann streckt sie ihren Arm aus, legt ihre Hand auf seine Schulter und flüstert seinen Namen, so leichtfüßig, daß das Wort, gleich dem gesungenen Vers einer Ode, mit

der Luft getragen zum Fenster herausschwebt. Mit einem Male verschwinden beide von demjenigen Ort, an dem sie gestanden — und erscheinen zeitgleich im benachbarten Raum, zehn Fuß entfernt, eine dicke Mauer zwischen ihnen. Das nämlich ist Lerkes magische Fähigkeit: Der vom Willen befohlene Versatz von sich selbst oder einer anderen Person.

»Wir sind nebenan!« staunt ihr Meister und keucht verblüfft: »Bei unserem letzten Treffen vermochtet Ihr Euch kaum aus meinem Augenfeld zu bewegen! Und nun das!«

»Ich habe viel geübt, wie gewünscht, Meister. So wie es mir in der Enge meiner Räume und unter Beachtung aller Vorsicht möglich war.« — Lerke spricht entspannt und keinesfalls ermattet. Sie atmet ruhig und senkt wieder ihre Arme. Es ist eine sichere Magie, wie sie glaubt, denn sie wird allein durch ein Wort ausgelöst. Welch' anderem Schutz bedarf es, um Mißbrauch zu verhindern?

»Wohin wird das führen?« philosophiert Vern: »Wie weit werdet Ihr reisen können, wenn Eure Kräfte ganz entfaltet sind? Auch an einen Ort, der nicht im Blick liegt?; einen Ort aus Eurer Erinnerung?«

Vern wußte um die Besonderheit dieser, ihrer Gabe, denn so mancher magischen Kraft war er bereits begegnet oder hatte von ihr gehört:

Da gab es einen, von solcher Wißbegier beseelt, daß er mit seiner Kraft das gesamte Wissen eines Menschen kopieren und dem seinen hinzufügen konnte. Die Weisesten und Gelehrtesten suchte er sich für seinen Diebstahl aus, und seine Taten warfen die wissenschaftliche Erkenntnisfindung um ein Jahrhundert zurück. Denn sobald er seine Magie gewirkt, blieb dem Beraubten nicht mehr als ein leerer Geist. Jedoch, in diesem Dieb vervielfältigte sich nicht nur das

Wissen, sondern auch der Wahnsinn. Jeder weiß, daß ein einzelner nur einer moralischen Ausrichtung folgen kann; und keine zwei ist er beileibe zu überstehen imstande! Und eines Tages kämpften zwei Seelen gegeneinander, und keine war die seine.

Vern hörte auch von einem Fall, da konnte jemand reife Äpfel durch bloßes Ansehen vom Baum fallenlassen – doch sonst keinen Stein auf dieselbe Weise bewegen! Nun fragt sich Vern: Wofür mag eine solch' fehlentwickelte Kraft dann gut sein?

Wieder von einem anderen weiß man, daß er mit Tieren zu sprechen behauptete. Doch die folgten weder seinen Anweisungen, noch seinen Bitten. Ein Lügner?

Gut erinnert Vern sich an einen jungen Mann, der konnte sich in Luft auflösen — und ward eines Tages nicht mehr gesehen. Diese Gabe (oder sollte man sie Fluch nennen?) ist der von Lerke nicht unähnlich: Den eigenen Körper aus der Welt des Gesehenen verschwinden zu lassen, ist ein ewiger Traum jedes Diebes, jedes Sklaven, jedes Spions und Attentäters.

Ähnlich unstet waren die Fertigkeiten eines anderen jungen Magiers, der fand zufällig heraus, daß er die Bewegungen eines ihn Angreifenden verringern konnte, jedoch nur so lange, wie sich der Magier niederbeugte. Sobald die Bewegung beim Knien enden mußte, normalisierte sich der Fortlauf des bis dahin Gehemnten. Möglicherweise ein im Kampf unschätzbare Vorteil!

Es gab wohl auch einige »Unverwundbare« und wenigstens eine Unsterbliche unter ihnen: Aber von denen hörte man nie wieder etwas. — Doch sollte man dies nicht?

Allgemein gibt es keine offiziellen Listen über magische

Personen und deren Fähigkeiten. Fast alle Magier, auch die in der großen Magierstadt, vermeiden die Zurschaustellung ihrer Gaben, obschon sie dort nicht geächtet sind. Es ist weniger die Angst als Magier erkannt zu werden, als die Angst in seiner Fertigkeit der eines anderen Zaubernenden zu unterliegen. Eitelkeit ist allen Magiern eigen. So messen sie sich und sind allerorts und allerzeit um Machtgewinn bestrebt.

Einer der Mächtigsten unter ihnen, das ist der sogenannte *Träumer*, wird einmal in jeder Generation geboren. Ihm das seine ist eine Kraft, etwas zu träumen, und das Erträumte geschieht andernorts im selben Augenblick. Und andererseits kann das Geschehene allein aus dem Grund sein, indem der Träumer es mit schlafenden Augen sieht. Zum Dritten besteht das Geschehnis nur für die Dauer des Traums. So konnte es kommen, daß er von einer großen Liebe zwischen zwei jungen Menschen träumte, und ihre Romanze nur Stunden – dem Umfang des Traums entsprechend – währte. Auch konnte dieser gefährliche Mensch mit seiner Kraft töten – sofern er das Entsprechende träumte.

Für seine und auch die Kräfte der anderen Magier Verantwortung und Ursache sind die sogenannte Eliabischen Gottheiten, die Götter dieser Weltenkugel. Von denen gibt es insgesamt neun, und jede hat selbstverständlich zwei Hände. Diese Hände entsprechen jeweils einem von zwei wesentlichen Attributen. So sind die Attribute der Gottheit Ao die Stillung von Sehnsucht und das Erfüllen inniger, auch erotischer Wünsche. Heroggs Eigenheiten sind dagegen Verschlagenheit und Unthunlichkeit. Trauernde, die einem wiederholten Wechsel aus Haß und einem Gefühl von Verlorenheit erliegen, wenden sich mit ihren Gebeten

an Herogg.

Die Lebensaufgabe eines jeden jungen Menschen liegt nun, ganz nach Brauch, darin, bis zum achtzehnten Winter – dieweil dies ist die Anzahl *aller* Götterhände! – seines Lebens herauszufinden, von welcher Götterhand man berührt worden ist, das meint, welche Charakteristika man sich zu eigen werden lassen will. Man vermutet, daß die Wahl eines dieser Vorbilder Einfluß auf die Art der wirkenden Magie hat. Gleichwohl hat noch niemand eine sichere Zuordnung voraussagen können. Bemerkenswert ist, daß eben diese Gottheiten, anders als ihre Bezeichnung andeutet, dem Magier unterstehen, ihm dienen, oder vielmehr beistehen an allen Wendepunkten seines Daseins. Dazu kann er mithilfe von Gebeten ihren Rat herbeirufen.

»Wenigstens eine erwählte Gottheit des Träumers muß Therak sein«, erklärt Vern: »Seine wichtigste Eigenheit ist jedwede mit dem Träumen zusammenhängende Erkenntnis.« – »Welche Gottheiten werdet Ihr Euch als Gefährten wählen?« fragt Vern weiter.

Lerke weiß trotz ihrer jungen Jahre, daß man einem anderen für gewöhnlich keine Auskunft über diese außerordentlich intime Lebensentscheidung gibt. Doch Vern ist ihr Vertrauter, gleich einem Bruder, dem ein Geheimnis vorzuenthalten geradezu unverschämt wäre. Darüber hinaus sollte man vor seinem Lehrer keine Geheimnisse haben. Denn sonst kann er nur das erschwert tun, wofür man sich an ihn gebunden hat.

»Nun, zwei derselben sind mir im Sinn!« bekennt sie verlegen unter wißbegierigen Blicken: »Ahk – die steht für stürmische Jugend und freie, entfesselte Gedanken. Und ganz besonders fühle ich mich zu Meridon hingezogen, die

Gottheit der Verantwortung und Philosophie.«

»Kennt man sie nicht auch als Göttin der Handwerke und Geschicke? Der Schaffenden und Schreibenden?«

»Gewiß, Meister. Nur ahne ich noch gar nicht, ob die beiden, Ahk und Meridon, miteinander in Harmonie verkehren!«

»Nun, das weiß man letztlich nie. Und ich will dazu auch nichts raten, denn eben diese Wahl muß unvoreingenommen und frei von fremdem Einfluß getroffen werden. Es wird ein besonderes Ereignis sein, ein aufflammender, schicksalhafter Moment, der das bisher Gekannte infrage stellen wird. In diesem Augenblick werdet Ihr wissen, wer zu Euch steht.«

Derke senkt traurig den Blick, geht dann zum Fenster und schweift in die endlose Ferne. Sie schaut in ein Land, in dem nichts festgelegt ist, kein Schicksal ist vorherbestimmt. Sie kann diese Freiheit fühlen. Niemand zwingt sie zur Rückkehr nach Nalma. Wenn sie nur alle Bedenken ablegte, wie man Kleidung vor dem Baden ablegt, könnte sie eine beeindruckende Macht entfalten!

»Ich weiß, es gibt ein Buch . . .«, tritt Vern an sie heran.

»Ein Buch?« belebt die Schülerin.

Vern wendet sich grübelnd seiner Bibliothek zu und überfliegt suchend den Bestand. Bald hält er inne und greift nach einem grauen Einband in Augenhöhe. Wie jedes Buch, das er herauszunehmen pflegt, holt er tief Luft und bläst zunächst den Staub in den Raum. Sogleich lächelt er zufrieden.

»Was wollt Ihr nachschlagen?«

Ohne ihr zu antworten, blättert er darin.

»Hier steht es! – Ihr wißt, es gibt keine offiziellen Listen,

aus denen die persönliche Wahl einer Gottheit hervorgeht. Gleichwohl ist es insbesondere den alten Magiern angewöhnt, sich deren Insignien, die Siegelglyphe einer der neun Gottheiten, an den Hals zu malen. — Das bewirkt sehr dauerhafte Tinte, die sich von der Haut nicht abwaschen läßt«, bemerkt Vern beiläufig. Lerke nickt.

»Jedenfalls würden diese Magier ihre Zeichnung niemals öffentlich bekennen; sie verbergen sie unter hohen Kragen. Achte einmal darauf, wenn Ihr einem begegnet! Doch wenn sie tot sind, gefallen auf dem Schlachtfeld, verhindern sie nicht, daß man ihre Kragen zurückschlägt. Als ich noch jünger war, interessierte ich mich für diese Möglichkeit. Und so durchquerte ich die Totenfelder nach einer Schlacht, auf der Suche nach tödlich verwundeten Magiern. Von denen las ich am Hals und tradierte meine Erkenntnisse in einem Tagebuch.«

»Und das ist Euer Tagebuch?«

»Eine Kopie, leider. Die ursprüngliche Handschrift brannte beim großen Klosterfeuer. — Wartet. Hier! Ein Magier mit gelber Weste, feiner Stoff, Handschuhe bis zum Unterarm, nutzte einen kurzen, abgeknickten Stab, um damit Wasser verdampfen zu lassen. Seinen Insignien zufolge war er geweiht von Ahk und Meridon! Da habt Ihr Eure Antwort!«

»Nur schützen konnten sie ihn nicht«, flüstert Lerke bedenklich.

»Warum fürchtet Ihr den Tod?«

»Fürchtet Ihr ihn nicht?«

Vern schlägt das Buch zu und stellt es in die Lücke zurück. Ohne sich zu ihr umzudrehen, seufzt er: »Ich blicke bereits ein Leben lang vom Tode aus rückwärts. Was uns die Gegenwart ist, ist für mich Vergangenheit. Ich bin schon

sehr weit entfernt ...«

Lerke versteht nicht, was der Meister ihr sagen will. Jedoch, sie schöpft Mut und meint sich in ihrer Wahl versichert.

»Ich weiß, Ihr glaubt, ich sehe stets das Schlimmste!« lenkt Vern ein: »Doch seid versichert, meine oftmals schwarzgesehene Ansicht vom Leben ist nicht bloß eine Meinung, wie sie jeder hat; wie ein Dorfmädchen über die Kleiderfarbe einer Freundin tratscht! Vielmehr ist sie der sich stets bekräftigende Wahrheitswert einer jahrzehntelangen Lebenserfahrung.«

»Dann habt Ihr mehr Böses gesehen als ich.«

»Wohl wahr. Das ist einer der Gründe, weshalb ich im Kloster lebe und mit Pflanzen arbeite. Ich habe genug von der Angst des Versagens; vom stetigen Bestehen gegenüber Gesetzen, die von anderen erdacht worden sind; die mich bevormunden und mir mein Dasein erklären und berichtigen wollen.«

»Dann seht Ihr in Lubenstein Eure Heimat?« – Lerke hat nie zuvor zu fragen gewagt, woher ihr Meister ursprünglich stamme.

»Wo Ihr unter freiem Himmel schlafen wollt, ohne eine Gefahr zu fürchten ...«, lehrt er: »Das sollt Ihr Heimat nennen!«

»Das klingt fein und behütet!« träumt Lerke vor sich hin: »Ich hoffe, eines Tages auch so einen Ort zu erreichen. Lange will ich mich nicht mehr in Vaters Obhut aufhalten. Ich fühle, daß ich gehen muß.«

»So bedeutsame Entscheidungen sollten nicht sofort getroffen, sollten überschlafen werden. Wollt Ihr es nach einem Monat noch immer, so sollt Ihr dem nachgehen. Das

ist mein Rat.«

»Gehen? Nur wohin? Nach Lubenstein und in Eure Lehre kann ich nie länger als ein paar Tage, und stets nur durch die Nacht beschirmt kommen.«

»Ist Euch nicht die Magierstadt eine sichere Stätte? Dort versammelt sich Euresgleichen, und Ihr seid mit Euren magischen Künsten nicht fremd, nicht gefürchtet!«

»Vuug mag eine Stadt für Magier sein. Aber sie ist keine Stadt für Weise! Ihr innezuwohnen, das bedingt den Krieg mit meiner Heimat. Ein entfremdeter Krieg, der aus Traditionen geführt wird, dessen Auslöser niemand mehr zu kennen oder zu verstehen gewillt ist. An so etwas mag ich nicht beteiligt sein!«

»Dann geht doch weiter! Über die Grenzen dieses Reichs hinaus! Die Welt besteht fürwahr aus mehr als diesen beiden Städten!«

»Ein Reisender zu sein, heißt es, erfordert großen Wagemut. Niemand kennt die Weite unseres Landes, den Reiseweg und die Gefahren zwischen der einen und der anderen Küste. Kaum jemand kehrt aus der Ferne zurück.«

»Das mag an der Gefahr, gleichermaßen am Reiz der Fremde liegen: Die Gefahr ist Euch ebenso Begleiter, wenn Ihr in Nalma verweilt. Andererseits mögt Ihr in der Ferne ein Dasein ergründen, das Euch hier verwehrt ist. Ich spüre, daß Ihr Euch ›finden‹ müßt; daß Ihr unermüdlich und instinktiv nach einer alles erklärenden Wahrheit sucht; der Existenz Sinn!«

»Ja, Meister, das gebe ich zu.«

»Nun, wenn Ihr diesen Drang seit Jahren verspürt, und er in Eurer gewohnten Umgebung nicht gestillt werden kann — dann wird es Zeit zu reisen!«

Lerke weiß, daß das Schicksal eines Reisenden – so nennt man jedwede Freigeister, die die gewohnten Stätten verlassen, um die unerforschte Welt zu besuchen – stets ungewiß ist. Man kann sein Glück finden, oder sterben. Das wichtige ist, daß es kaum jemanden gibt, der zurückkehrt, um von seinen Erfahrungen zu berichten. Aus diesem Grunde bleibt die Ferne ja unbekannt und voller ängstigender Mythen. In dieser Welt trifft jeder junge Mann selbst die Entscheidung, in seiner Haut und mit seinem Namen zu verbleiben, oder als Wiedergeborener fortzugehen.

Lerke bedenkt ihres Meisters Rat noch einige Tage, dann muß sie sich verabschieden und zunächst nach Nalma zurückkehren. Inmitten der Nacht belädt sie ihren Esel mit Gütern und Proviant, dann reicht sie ihrem Meister dankend die Hand.

»Ich wünsche Euch eine Gute Reise«, verabschiedet sich Vern ein wenig wehmütig. Denn er kann nicht wissen, ob er seine Schülerin jemals wiedersehen wird. Lerke jedoch zuckt bei seinen Worten zusammen: Sie weiß, daß man eine »Gute Reise«, diese oft unbedacht gewünschten Worte, nur einem solchen vorbehält, der im Sterben liegt, oder die Schwelle in den Tod bereits übertreten hat. Aufgeschlossen und klug ist Lerke – doch hier beherrscht sie Aberglaube.

Kapitel 4

En ganzer Tag verstreicht, ehe sich Tyreus bewußt wird, daß er auf seinen Wegen irrt. Dabei folgte er Belenus' Wegbeschreibung sorgfältig: Vor den Toren der Stadt gebe es eine Anhöhe, darauf stehen drei prächtige Windmühlen

beieinander. Die konnte er leicht finden, denn es sind gewaltige Räder, die sich unaufhaltsam antreiben lassen. Eine ganze Schar von Müllern und Helfern umringt die Anlage: Die einen liefern Kornsäcke, die nächsten tragen sie herein. In dieser emsigen Maschinerie, in der das Wesen des Handwerks doch ausgedrückt wird, da hallt das Ruhelose und ruft nach Arbeit, Arbeit, Arbeit. Dauernde Geräusche von knirschenden Mühlrädern, vom Aufschneiden der Kornsäcke, vom Rauschen des Mahlguts sind lautstark und bedrückend, doch auch harmonisch. Und so fühlt sich Tyreus sicher, als er diesen ersten Wegpunkt erreicht hat.

Von dort aus, so hatte der Schmied weiter ausgeführt, sehe er raschen und mühelosen Blickes eine Holzbrücke am Fluß, und dort solle ein Wegkreuz stehen, das ihn nach Lubenstein weist. Jedoch, sowie der Abenteurer bei den Windmühlen steht, da erspäht er den Fluß, aber keine Brücke. Verärgert bedenkt er, daß man die Brücke gewiß im Winter aus der Ferne auszumachen vermag – wenn kein Laub die Bäume und Büsche kleidet. Was tut man aber im Sommer?

Noch verdrießlicher wird er bei dem Gedanken, daß er der Erinnerung eines anderen gefolgt ist; das ist Tyreus ein so seltenes Vorgehen als wie man im Leben mit der Zunge einen Fisch fängt. In der Erinnerung, ganz besonders in der beschriebenen, ist die Wirklichkeit nur unvollständig erhalten. Einzelheiten, von deren Existenz man überzeugt ist, mischen sich mit Wunschenken und mit Erinnerungen von anderen Orten. Insbesondere in einer Welt wie Prinm, wo es nur wenige Wege und wenige Städte zur Orientierung gibt; dort, wo die Wildnis die Landschaft prägt, und kein Jäger sich je weiter als drei Tage von seinem Heim fortwagt, aus Angst, er könne sich verlaufen.

Endlich wendet er sich dem Fluß zu und sucht, hilflos am Ufer stehend, in beiden Richtungen nach der besagten Brücke. Weit und breit entdeckt er niemanden, den er fragen könne. So trifft er entschlossen eine Entscheidung, wählt die Richtung nach einer Laune und folgt dem Weg in unbehaglicher Hoffnung.

Als er auch am dritten Tag seines Weges keine Brücke erreicht, geht er vom Weg ab und trifft bald auf eine Kreuzung aus drei ineinanderlaufenden Wegen. Obwohl die Kreuzung auf einer weithin einsehbaren Ebene liegt, ist nicht auszumachen, welches Ziel die beiden anderen Wege haben. Einer führt offenbar gegen bewaldetes Gelände, der andere hinauf in die Berge. Tyreus wählt den Wald, denn nur hier kann er Schatten und etwas Erjagbares erwarten.

Traurig blicken seine Augen. Mit jedem Schritt wird ihm seine Lage vertrauter. Denn er kennt die weiten Wege, die Ungewißheit und die Einsamkeit. Mehr Nächte hat er unter freiem Himmel geschlafen als in einem Bett.

Wann immer er einem Weg folgt: Nie kann er wissen, ob er hinter der nächsten Kehre oder erst in zehn Tagen ein Dorf erreichen wird. Nie weiß er, wie lange sein Proviant reicht oder reichen muß, ehe er den Beutel auffüllen kann. So sammelt er unterwegs, was sich finden läßt: Brennmaterial, Beeren, Schnitzholz. Tyreus ist daran gewöhnt, halb ausgezehrt eine Siedlung zu betreten und dort gegen Arbeit um einen Schlafplatz und eine Schüssel Suppe zu betteln. Selig sey dieses Land, daß es nahezu überall Arbeit gibt! Und sey es die geringste: Wasser holen, Holz hacken und

stapeln, Eier sammeln, Feldarbeit. An der helfenden Hand besteht in jedem Dorf Bedarf. Und wer mit Suppe solche Arbeit zu zahlen bereit ist, der gibt gerne von seinem Eintopf; der bietet ohne Mißtrauen seinen Haufen Stroh als Nachtlager.

Zuweilen kann er seine geschnitzten Figuretten unter die Leute bringen: Kaum ein Haushalt hat keinen Bedarf an einem Idol seines Hausgeistes, der, auf den Kaminsims gestellt, Wache über die Familie, Haus und Hof hält. Der Glauben des Volkes ist Tyreus dementsprechend zuträglich – und es hat recht damit! Denn wenn jemand aufgeregt von einer Feen-Sichtung berichtet, oder einem Troll im Wald – dann weiß man gemeinhin, daß es wahr sein könnte!

Schlimmer noch als der ständige Hunger ist die Einsamkeit: Auch daran ist unser Held gewöhnt. Er weiß, daß geschlossene Freundschaften selten ein Wiedersehen bedeuten, und schwört man sich noch so viel beim Abschied. Tyreus kann sich an kein Dorf erinnern, das er zweimal betreten hat. Wann immer er eine Unterkunft, eine Gesellschaft verläßt, so ist dies endgültig, und die bekannten Personen werden zu einer ausblassenden Erinnerung.

So muß es auch um Lerke stehen, bedenkt er: Jedenfalls wäre es nicht ungewöhnlich, wenn er sie nicht wiedersieht, so sehr er es wollte. Zu wenig gewiß ist in der Welt: Wer verleugnet seinen Namen? Zählt jemand die Tage in einem Kalender? Wer steht im Krieg miteinander? Selbst für ein Treffen verabredet man sich in der Form: »zwei Tage nach Vollmond« und dergleichen.

Beinahe alle Reisenden zwischen den Städten müssen diese Unwissenheit annehmen. Für kurze Zeit mag Tyreus ein junger Mann von Bedeutung in einer großen Stadt gewe-

sen sein. Doch sobald er ihre Umgrenzung verläßt, wird er wieder zu einem Namenlosen. Jemand, den man nicht vermißt, wenn er in den Wäldern von Wölfen gefressen wird; jemand, der keine Hilfe erwarten kann, wenn er vergiftet oder verwundet niederliegt; jemand, der das Wetter und Wild beobachten muß, weil sich niemand sonst um sein Obdach und sein Wohlergehen schert. Diese Welt verheißt Freiheit und Unabhängigkeit. Doch das sind nur zwei Finger einer Hand. Und zu einer Faust gehören auch Ungewißheit, Gefahr und maßlose Einsamkeit.

Zu kurz ist ihm der Aufenthalt im Wald; nach nur einem halben Tag verläßt er ihn wieder. Ohne Lichtung, an der man Stellung beziehen kann, oder einem kleinen See bot sich ihm keine Gelegenheit zum Fischen oder Jagen. Bald folgt er einem steilen Pfad an einem Berghang, den er nur mithilfe von Gehstöcken bewältigen kann. Die Talsohle ist vernebelt, als stiege man in einen Waschzuber, gefüllt mit Rauch. Vom Berghang aus war keine Siedlung zu erkennen, und auch der bisher befolgte Weg verliert sich im undurchdringlichen Geschwade der Luft. So sieht er mehr mit den Ohren denn mit den Augen, schreitet vorsichtig und behäbe, daß er bis zur Dämmerung keinen Ausweg aus dem Tal findet, vermutlich nicht einmal mehr dem Pfad folgt.

Bald wird es Nacht, Tyreus entzündet ein Feuer. Der blendende Mond läßt den Dunst in einem unheimlichen Licht erscheinen. Wäre er nicht so begierig, Lubenstein und darin Lerke zu finden, würde ihm sein Abweg kaum verunsichern. Denn in der Wildnis überleben, das kann er geschickt und ausdauernd.

Tyreus schreckt aus einem Traum auf: Er hat von seinem weiten Weg geträumt, und daß dieser sich, wann immer er hinter sich blickt, verändert habe; kein Mal erkannte er ihn wieder. Schlaftrunken nimmt er wahr, daß das Feuer, in dessen Schatten er lagert, auszugehen droht. So wirft er eilig etwas Trockenes darauf. Plötzlich gedenkt er des Stücks Papier, das er seit Tagen mit sich herumträgt und von dem kein Wert mehr zu erwarten ist. Gemeint ist jener Brief, den er bei den Gebeinen fand und der ihn zur Ruine führte.

Gerade will er ihn ins Feuer werfen, da bemerkt er, im Schein der verendenden Glut, einige gezeichnete Konturen. Da er sich an die Linien nicht erinnert, schaut er genauer hin. Kann das nicht ein Berggipfel sein? Es ist zu dunkel, um das zu sagen, so wartet er frierend bis zum Morgen.

Im ersten Licht späht er endlich auf die umliegenden Berge und glaubt die besagte Kontur entlang der Gipfel zweier Berge nachvollziehen zu können. In der Tat ähneln ihre Umrisse dem Papierfleck, den er noch immer eher für einen Schweißfleck denn für einen schicksalbehafteten, wunderlichen Feen-Deut hält. Da ihm aber nichts anderes einfällt, bricht er sein Lager ab und geht auf die Gipfel zu, die er oberhalb der Nebeldecke gerade noch erkennen kann. Dem vagen Hinweis folgend, sagt er sich, sey besser als keinem Hinweis zu folgen.

Eine von Reif bedeckte Wiese erstreckt sich vor ihm, und wie er sie begeht, erkennt er immer mehr umgeknickte Halme, die bald einen unscheinbar ausgetretenen Pfad nachzeichnen. Nach einer Weile verläßt Tyreus das Tal, und der Pfad kreuzt eine ausgedehnte Handelsstraße. Dort, wo er geht, sind Birken und Kastanien zu einer Allee verschränkt,

und es ist ihm ein erleichterter Anblick. Kaum später passiert er die Grenzen eines Dorfes, dort halten Feldarbeiter Mittagsruhe. Er fragt sie, wohin die Straße führe.

»Nach Vuug natürlich!« antwortet man ihm. Von einem Kloster namens Lubenstein habe man dagegen noch nie gehört.

Der Reisende erinnert sich, wie Lerke ihm von Vuug erzählt hatte; daß dies die große Magierstadt sey, mit der Nalma im Krieg liegt. Da er selbst nicht aus Nalma stammt, habe er keinen Angriff auf seine Person zu befürchten, so denkt er bei sich. Und überhaupt stünde die Chance gut, an einem belebten Ort jemanden zu treffen, der den Weg zum Kloster kennt.

Wie er sich von den Feldarbeitern verabschiedet, kommt ihm auch seine Verspätung in den Sinn: Selbst wenn er heute Lubenstein erreiche – hätte Lerke ihre Geschäfte nicht längst beendet und wäre nach Nalma zurückgekehrt? Wäre es dann nicht vernünftiger, sogleich den Rückweg nach Nalma einzuschlagen? Aber genau diesen findet er ja nicht mehr!

Doch, bedenkt er weiter, wie reagiert ein Volk, das man nach dem Weg zu seinem erbitterten Feind befragt? Keinesfalls wünscht er den Unmut einer ganzen Stadt auf sich zu laden; da ist es wohl weiser, unerkant und unsichtbar zu reisen.

Kapitel 5

Sich seines Ziels gewiß, eilt er voran, eilt durch die nächste Nacht und erreicht gegen Mittag des folgenden Tages

endlich Vuug, die große Stadt der Magier.

Dabei erscheint sie ihm keineswegs ungewöhnlich: Vor den Stadttoren beobachtet er das rege Treiben der außerhalb lebenden Einwohner, die sich waschen, das Vieh versorgen, den Hausstand putzen oder einem Handwerk nachgehen. Wie in jeder Stadt, und dies gilt auch für Nalma, sind die Bewohner weltoffen gekleidet und kulturell durchmischt; sie schwatzen und lachen, pöbeln und eifern um ihres Daseins Seligkeit. Selbst die Tore der Stadt sind nicht anders beschaffen als die Nalmas — es sind drei Mann hohe Holzfronten, die sich von innen vergittern und verriegeln lassen. Ein Fremder könnte die beiden Städte wohl kaum auseinanderhalten: Wachen patrouillieren in den Straßen und auf den Wehrgängen; Türme der Mauer und der Innenstadt sind verziert und befahnt; es gibt einen Markt, einen Friedhof, ein Brunnenfeld, Gemüsebeete, Handwerkshäuser, Schmieden und Färbereien, Bettler und Schausteller.

Wie ähnlich sich die beiden Städte doch sind!, bemerkt Tyreus still: Wie nur findet man da einen Grund, mit dem anderen im Krieg zu stehen?

Er bedenkt, daß sowohl die eine als auch die andere Stadt kein Schild benennt. Die Mauern tragen ja keine Aufschrift! Dieselbe Erfahrung hat dereinst eine Gruppe Menschen bewogen, an dieser Stelle eine Siedlung zu gründen; dieselben Menschen haben dasselbe gejagt oder angebaut, ja sogar mit denselben Manieren gespeist. Dasselbe Handwerk hat erst eine Pfahlmauer errichtet, später eine aus Ziegeln. Menschen sind töricht, wenn sie Krieg zu führen meinen, kommt dem durch das Stadttor Eingehenden in den Sinn: Hier sieht es ja doch aus wie in Nalma! Wie in jedem Dorf, das ich durchquert habe, zugegeben, größer und lauter. Und

doch sind sie alle eins in ihren schmutzigen Trieben und wahllosen Bedürfnissen. Sie sind eins in ihrer Gnade und Erbarmungslosigkeit gegenüber Vieh und Bettlern; sie alle kennen Gesetze und unausgesprochene Regeln; sie beide haben Glauben und Tabus, haben das Verlangen nach einer führenden Person. Wenn sie einen Feind haben sollten, warum nicht einen gemeinsamen?

Erleichterung, ja sogar Ermutigung schwillt in ihm, den nächstbesten Einwohner nach dem Weg nach Lubenstein zu fragen. Doch fällt ihm schwer, Gehör zu finden. Bald hat er drei befragt, das waren eine Marktfrau, ein Kessel-flicker und eine Wache, und keiner hatte je von Lubenstein gehört. Ob er seine Frage in einem öffentlichen Gebäude, dem Rathaus etwa, wiederholen sollte?

Ehe es dazu kommt, bemerkt er eine eigenartige Haltung, die ihm gegenüber eingenommen wird. Zunächst glaubt er, daß die argwöhnischen Blicke, das Getuschel, mit seiner Fremdheit zu erklären seien. Doch schaute er an sich herab – er kann weder in Größe, Antlitz, Kleidung, Sprache noch sonst einem Fehl einen Unterschied zu den anderen erkennen. Je weiter er in die schöne Stadt vordringt, umso großzügiger wird er umgangen; ja, er erzeugt geradezu eine Aura, die ihm eine Schneise durch die Menge öffnet! Unheimlich ist ihm, und vorsichtig wagt er sich weiter, ahnend, daß ein Hase einen Fuchsbau betritt. Ob sie wissen, daß er kein Magier ist? Doch gilt das nicht auch für jenen Gemüsehändler, und jenen Tavernen-Trunkenbold dort? Sind sie denn alle der Magie befähigt? Das will ich kaum glauben! Was nur ... ?

Es ist, als flüsterte man ihm die Wahrheit, den Grund für seine anwachsende Meidung, endlich ins Ohr: Deutlich kann er nun sehen, daß ein jeder nicht ihn oder seine dreckversehrtete Kleidung anstarrt, sondern die Tasche an seiner Hüfte! Sowie ihm dies bewußt wird, greift er nach ihr und bedeckt sie mit seiner Hand, als wolle er vermeiden, daß ein Papier daraus verlorengelht. Was soll er Verdächtiges darin bewahren, daß ein jeder von seinem Tagewerk abläßt und ihm seine Aufmerksamkeit widmet?, fragt er sich. Proviant? Etwas, das er unterwegs aufgelesen hat? Ist es ein Geruch, der aus der Tasche hervordringt? Sein Schnitzmesser? Das ... — die Hand umgreift das große Buch, das ihm zu lesen verwehrt ist. Und Tyreus verlangsamt seinen Schritt, bis er stehenbleibt.

Der Pöbel hat die Wachen verständigt, eine Menschenmenge kommt zusammen und umringt ihn rasch. Alte in langen Gewändern und mit verjährrten Bärten treten hervor und starren ihn noch eindringlicher an, daß ihm angst wird und er sich nach der Flucht umsieht. Er muß sie nicht fragen, was sie von ihm wollen. Er muß dies auch nicht wissen. Jeder, der auf diese Weise schon einmal bedrängt worden ist, wünscht sich jede Aufmerksamkeit hinfort und will ganz instinktiv in einer kleinen Höhle unterkriechen und erst zehn Tage später die Nase gen Sonne richten.

Sogleich er eine Lücke zwischen den Bedrängenden erkennt, huscht er sich duckend an ihnen vorbei und in die nächste Gasse, über eine kleine Brücke, wieder um eine Ecke und eine weitere. Er folgt, so schnell ihn seine Füße tragen, einem Kanal, pausiert hinter einer großen Kiste, eilt weiter durch die Straßen, immer den Stadttoren zu, ohne zu wissen, daß er sich tatsächlich weiter und weiter von

ihnen entfernt. Dabei bemüht er sich um leisen Fußes, daß das Pflaster ihn nicht verrate. Aber es nutzt nichts: Zu viele Augen sind auf ihn gerichtet, und die Augen folgen ihm, als wäre die ganze Stadt eins und atme wie ein großes Ganzes.

In der Ferne hört er die Kommandos der Soldaten, die Pfliffe und Rufe der hetzenden Meute, die den Eindringling, der er ist, überall und nirgendwo wahrgenommen zu glauben meinen; begierig schnuppernd nach jeder Unwahrheit; der Quelle dieses Pestgeruchs, der verdächtig nach gesellschaftlichem Wandel stinkt.

Der Gejagte rennt ruhelos, die Kapuze über den Kopf, leise hechelnd, und eher nach einem Boten mit wichtigem Auftrag denn nach einem Gehetzten aussehend. Nur eine Straße weiter ist der Weg verbarrikadiert, und von zwei Seiten eilen Uniformierte im Gleichklang ihrer Stiefel heran, die ihn mit vorgehaltenen Hellebarden an einer Straßenkreuzung stellen.

Kein Wort sagen sie; lediglich sein Weiterkommen wird verhindert. Mehr noch, sie halten einen gebührlchen Abstand zu ihm ein, und wenn er sich ein wenig vorwärts oder zur Seite bewegt, dann weichen sie mit gleicher Bewegung zurück, die Hellebarden ihm zugerichtet und gleich einem Spieß zur Abwehr eines wilden Löwen benutzt. Es dauert nicht lange, da erscheint ein alter Mann, der stellt sich selbstbewußt, ihn musternd, vor ihn hin.

Das muß einer der Magier sein!, keuchen Tyreus' Gedanken und ringen um Besonnenheit. Er muß einer sein, da ist er ganz sicher. Gleichwohl hat Tyreus nie zuvor einen solchen geschaut: Wie also stellt man sich das Unbekannte vor? Durch Vergleich?

Erzählte man, daß ein Schaf sich Mitternacht auf die Hin-

terbeine stellt und zu den Sternen winkt, welches Bild hat man dann im Kopf? Was nie zuvor gesehen wurde, wird zusammengetan aus anderen Bildern; und es mag ihre Ursach falsch sein wie die vollendete Einbildung.

Nachdenklich betrachtet der Magier den in die Ecke getriebenen Geängstigten. Der schaut wortlos zurück, hoffend, daß man ihm nichts antue, so gern er auch wüßte, welchen Verbrechens er sich schuldig gemacht haben soll. Aufgeregt geht der Alte auf und ab, streicht durch den zauseligen Bart, wirft schließlich seinen Umhang zur Seite und urteilt mit kläffender, doch unerschrocken ernster Stimme:

»Bei Yptu! Wir wissen von dem Buch. Es trägt ihr Signum! Es ist eines ihrer Charakterbücher! Woher habt Ihr es? Ihr müßt es uns sagen!« – Seine Worte donnern unbeirrbar wie der erste, der wichtigste, Psalm in einem Gebetbuch, den ein jeder Kleriker auswendig kennt.

Also doch das Buch! Das verfluchte Buch!, denkt Tyreus bei sich: Es muß etwas Besonderes sein!

»Charakterbuch?« fragt er laut und bemüht sich um dieselbe scharfe Betonung wie sein Gegenüber.

»Ganz recht. Ein solcher Text ermöglicht dem Studierenden das Wirken von furchterregenden, insbesondere aber dauerhaften und unumkehrbaren Zaubern! Seht mich nur an!«

Der Alte krepelt die weit geschnittenen Ärmel seiner braunen Robe zurück, und zum Vorschein kommen zwei Hände, die linke mit der rechten vertauscht, und mit den Handflächen nach oben! »Welch' erniedrigendes Schicksal!« betont der Gezeichnete: »Und bis heute kennt niemand einen Umkehrzauber!«

In diesem Moment fährt ihm eine Erklärung hervor, die er

ursprünglich nicht zu geben bereit gewesen ist. Tyreus fühlt, daß sich der Alte einigermaßen hilflos dagegen wehrt, ihm noch weitere Hinweise auszusprechen. Er fühlt weiter, daß der Magier glaubt, jedes neue Wort könne schon das Ende verheißen, und muß doch einem inneren Geist gehorsam sein, der ihn zum Sprechen verleitet. Angst verfällt zu Hohn, nun ganz kurz, dann zu Bedrückung.

»Wißt Ihr«, fährt der Magier fort, »Es gibt einen Grund, weshalb manche Bücher versteckt und verborgen gehalten werden, oder gar verschollen sind. Sie zu lesen, ist ... — Ihr habt es doch nicht gelesen?! Sprecht!«

Der Magier kann seine Besonnenheit nicht länger bewahren; wütend und angsterfüllt prescht er die Worte hervor. Gleich so, als hinge nicht nur sein Leben von der Antwort ab. Umso mehr erschreckt es Tyreus.

»Das Buch gelesen?« bringt er endlich hervor, »Nein, nein. — Ich kann nicht lesen.«

Sichtlich erleichtert atmet der Alte auf.

»Und wo genau habt Ihr ebendieses Buch geborgen? Es gilt seit mehr als vierhundert Wintern als verschollen! Ein wahrlich gefährlicher Fund, den Ihr gemacht habt!«

Dann ändert er seine Stimme so gratig, daß jedes nachfolgende Wort deutlich vernommen werden mußte: »Händigt es uns aus, sogleich! Oder ich werde Euch zeigen, was Magie wahrlich bewirken kann!«

»Schon gut!« weicht Tyreus zurück und setzt sich auf eine Türschwelle: »Ich fand es in einer Ruine mit einem hohen Turm. Eingemauert in einer Wand hat die Schrift dort Ewigkeiten überdauert.«

Tyreus beschreibt den Anwesenden den Turm, die Gebäude und die Landschaft, so gut er sich erinnern will. Darauf-

hin glaubt man die Herkunft erraten zu haben.

Der Magier ruft zwei Wachen herbei, die kehren kurze Zeit später mit drei jüngeren Magiern zurück. Alle tragen ein gepanzertes Wams, zwei von ihnen auch einen Schild. Sie werden angewiesen, die Ruine aufzusuchen. Tyreus kann hören, daß das Wort »Reinigung« geflüstert wird.

Tyreus hat das Buch nicht länger bei sich. Das weiß auch der Magier. Wo es nun sey, dazu schweigt Tyreus. Wenn es ein so mächtiges Artefakt ist, schlußfolgert er, dann dürfe es niemanden in die Hände fallen, besonders nicht denen, die ausdrücklich danach verlangen. Da er auch nach wiederholter Aufforderung das Versteck nicht preisgeben will, wird er auf Anordnung gefangengenommen und soll der Königin vorgeführt werden.

Ein Geleit aus Wachen führt den Häftling ohne Umwege zum Schloßplatz. Unterwegs erstaunt er über die wunderbaren Dinge, die seinen Augen vorgeführt werden: Schwebende Häuser, die keine Türen oder Fenster haben; schimmernde Bäume, jeder von Gittern eingefaßt, deren Borke und Blätter wie silbrig im Licht tanzen; nie gehörte Klänge liegen in der Luft. »Ob sie von Instrumenten stammen«, fragt er. Niemand antwortet ihm.

Hier, fern der niedrigen, dem Tore nahen Bezirke, müssen seine Überlegungen neu bedacht werden: Hier, wo man nicht mehr durch ein Stadtviertel tritt, das wie jedes beliebige ist, zeigt Vuug, was Vuug besonders macht. Das Magische der Stadt ist die Stadt selbst, nur zum Teil sind es ihre Einwohner. Eine Stadt, die Bewunderung verdient

bar der gestaltreichen Architektur; der heimelichen und verdorbenen Winkel; der schönen und abwechslungsreichen Straßen; der Hausfronten, die nie den Ausblick zu versperren scheinen. Und würde er nicht wie ein Tier abgeführt — gerne würde er seine Tage mit der Besichtigung dieses bemerkenswerten Ortes zubringen.

Die sonderbaren Menschen und ihre Vorbehalte sind ein Teil dieser Magie. Von beiden Seiten der Straße starrt man auf ihn, doch nicht verächtlich, sondern besorgt. Es scheint nicht oft vorzufallen, daß man einen Gefangenen herumführt, schon gar nicht in einer Eskorte solchen Ausmaßes. Denn die Wachen hinter ihm halten ihre Hand am Schwert, so als sey er der gefährlichste Mensch von allen.

Tyreus kennt seine Zukunft nicht, und fürchtet, im eigenen Erstaunen, kein hartes Urteil. Wie er die Einwohner, die Bauten und Wunder betrachtet, so mag er sich nicht vorstellen, daß ein solches Volk zu ehrlosen Taten befähigt ist. Es mag Macht besitzen, gewiß, doch hinter dieser Macht steckt Weisheit und Fortschritt, und nicht beschämende Gier und Zorn auf das Fremde. Dieses Volk ist so anders als jenes in Nalma!, glaubt er nun.

Beinahe eine Stunde dauert der Weg durch die riesige, verwinkelte Stadt. Sie überqueren enge Brücken über Kanäle; folgen gewundenen Treppen, um eine andere Ebene der Stadt zu erreichen. Sie passieren wenigstens vier schwer bewachte Tore, allesamt umgeben von Straßenhändlern, von Geschäften und Tavernen, von Wohnhäusern, Ställen und Werkstätten. Wann immer sie einen weiter innen liegenden Mauerkreis erreichen, sind die Gebäude prächtiger verziert, die Leute reicher gekleidet. Ob dies einem Kastenwesen folgt?, fragt sich Tyreus.

So hat in den äußersten Ausläufern der Stadt – dort, wo er aufgegriffen worden ist – der gesamte Volksstand und jeder Fremde Zutritt. Doch schon am ersten inneren Tor wird genauer kontrolliert; nur bekannten Einwohnern oder Händlern gewährt man Einlaß. Die Wachen am Tor und dahinter sind nun auch anders uniformiert als ihre Waffenbrüder davor: Sie tragen an ihren Helmen eine grüne Binde; und jene hinter dem zweiten Tor zusätzlich eine grünblaue Binde am Gürtel. Noch farbenfroher und beeindruckender sind die glänzenden Rüstungen der Wächter des dritten Tors geschmückt: Ihr visierter Helm ist anders ausgeschlitzt, und es gibt Wachen für verschiedene Aufgaben: Ausguck, Verwaltung, Personenkontrolle, Mannschaften für die Bedienung von Artillerie. Die Wachen wirken stärker und gesünder als zuvor, und ihr Blick erscheint Tyreus auch ernster. Wie elitär wohl die Wachen in unmittelbarer Nähe des Königspaares sein müssen?

Doch nicht allein an den Wachmannschaften offenbaren sich die Kasten: Wie die Uniformen sind auch die Architektur, die Gewandung der gewöhnlichen Leute, das Treiben auf den Straßen beschaffen: Je näher sie dem Schloßhof kommen, desto sauberer sind die Wege, desto weniger Chaos bestimmt das Straßenleben. Fein verputzt und bemalt sind die Hausfronten; Gärtner pflegen Blumen und Hecken zur Zierde der Denkmäler und Gebäude. Dieselbst wurden aus viel feineren Steinen errichtet, reichgeschmückt mit fantastischen Ornamenten und anderem Zierat wie Wasserspeiern, Figuretten und in Stein geschlagenen Intarsien. Da sind Fabelwesen darunter wie auch Inschriften aus geheimnisvollen Zeichen.

Die auf den Straßen Wandelnden sind in wertvolle Stoffe

gekleidet und sprechen hochmütiger, überlegter, wohlgeformter. Sie scheinen einem Adelsstand zu entsprechen, und betrachten den Gefangenen entsprechend herablassender. Tyreus glaubt zu erkennen, daß auch der Anteil von Magiebefähigten zugenommen habe: Weiträumige, gut ausgestattete Labore und Küchen verarbeiten Chemikalien, Erze, Steine, Pflanzen und tote Tiere zu allerlei Zauberdingen; sie werden auf offener Straße oder in einem sicheren Verschlag erprobt. Möglicherweise dienen diese Erfindungen im Krieg mit Nalma, dem sich ganz Vuug verschrieben zu haben scheint.

Tyreus stellt sich mit Bedauern vor, daß ein so faszinierender Ort durch reines Kriegstreiben zerstört werden könne; und ferner, daß die hier lebenden Einwohner so unzufrieden mit dem Habenden sind, daß sie alles daran legen, Nalmas entfesselter Kriegskunst entgegenzuwirken. Oder sind sie nur so emsig bei der Sache, weil sie ihre Heimat zu verteidigen wünschen? Schließlich beendet Tyreus seine Mutmaßungen, denn er weiß zu wenig über die Ursache und den Fortschritt des Konflikts.

Endlich wird er durch ein gewaltiges Eingangstor in den Palastbau geführt, von dort durch eine schallende Halle weiter ins Innere, nunmehr umringt von Bediensteten, Priestern, Beamten, Badern, Ärzten. Der Palast selbst ist der größte Bau der Stadt, ein Konstrukt, dessen höchster Turm sich von einem Fremden nicht erahnen läßt. Von der Stattlichkeit überwältigt, das wie kein zweites Monument die Kleinlichkeit des Menschen zu betonen weiß, blickt Tyreus einige

Male durch die weiten Fensterbögen gen Himmel; immer, wenn er einer der unzähligen Treppen gen Himmel folgt, erblicken seine Augen ein anderes Treppchen, das noch höher liegt und zwischen Ebenen und Wehrgängen vermittelt.

Ehrfürchtig zuckt Tyreus beim Betreten des Mosaikbodens zusammen; jeder Schritt gleicht im Schall der Wände einem Applaudieren von Zuschauern. Türen, Fenster, jede Säule, jede Wand- oder Bodenfläche ist bemalt mit wunderschönen, geheimnisvollen Ornamenten, darunter Girlanden und Stempeln, dergestalt harmonisch komponiert, als wären sie wie die Seiten eines gewaltigen Buches beschrieben und bezeichnet. Auf der Innenseite der Hauptkuppel sind mit goldenen Punkten die Sternenlichter aufgetragen, daß man bei gelöschten Fackeln nicht unterscheiden könnte, ob man in mondloser Nacht im Freien oder in diesem Gewölbe steht.

Die erste Halle scheint Tyreus allein dem Empfang von Gästen zu dienen; denn sie ist überwiegend leer und gleichermaßen beeindruckend. Es gibt zahlreiche Winkel, so auffällig, daß Tyreus sich vorstellt, sie seien gemacht für die vertraulichen Gespräche zwischen Diplomaten. Nischen, so eng, daß gerade einmal zwei Mann gegenüberstehen können; Nischen, die von runden Wänden umschlossen sind, daß ihre Worte nach innen, nicht nach außen schallen. Gleichwohl wird der Saal von einer endlosen, jedermann zugänglichen Empore umringt, von der aus ein jeder auf die geheimen Winkel herablauschen kann. Es muß eines dieser doppeldeutigen Eingeständnisse sein, denkt sich der Gefangene, der zu wenig von dererlei politischen Ränkespiel versteht: gleichermaßen die Vertraulichkeit zu gewähren, wie auch die Möglichkeit zum Belauschen offen zu halten.

Wie auch immer, wer dem Saal inmitten steht, der ist zum Staunen genötigt, um anschließend mit Demut benäht die nächste Halle zu betreten.

Ohne Umwege geleiten ihn die Wachen nicht in ein Verlies, sondern zum Thronsaal. Sie wollen den Fremden der Königin vorführen, die über sein Schicksal zu entscheiden habe. Agilulf, der König, ist derzeit auf Bündniswerbung verreist. Insgeheim erhofft man sich, daß ihre Aura, ihre königliche Ausstrahlung, den Fremden in dieser wichtigen Angelegenheit redsamer werden läßt.

In der Tat ist Arogah, Vuugs Königin, eine Frau, so erhaben in Gestalt, Benehmen und Rhetorik, daß man sich instinktiv vor ihr zum Gruße verbeugte, ob man sie als Königin erkannte oder nicht. Eine Führerin, die als Ausweis ihrer Königlichkeit keiner Krone bedarf, und entsprechend niemals eine trägt.

Die Gefolgschaft betritt über eine weite, geschwungene Treppe die zweite Ebene, prunkvoller und weitaus eindrucksvoller als die erste ausgestaltet. Die Malereien schimmern in Farben, die Tyreus nicht in Worte zu fassen möglich ist. Statuen und Apparaturen sind aus Metallen und Steinen gefertigt, die der staunende Besucher nirgendwo sonst in Prinm gesehen hat. Als stamme die Kunst und das Material zur Kunst unmittelbar aus einer magischen Welt. Dazu passen die zahllosen, bemerkenswert flachen Stufen jener Treppe, sodaß das Geleit an ihrer Zahl doppelt tritt als es auf einer gewöhnlichen Stiege der Fall wäre. Das soll wohl bewirken, daß dem Steigenden mehr Zeit zum Betrachten der Wunder verbleibt. Und die Wunder bleiben nicht verborgen:

Bedienstete durchtreten die Wände, ohne daß man einen

Türbogen wahrnimmt; beim Blick aus dem einen Fenster scheinen sie nur wenige Fuß über dem Erdboden, bei einem anderen Fenster weit über den Wolken zu sein. Selbst die Tageshelligkeit wechselt, je nachdem, in welcher Richtung man aus den Fensteröffnungen schaut. Gelehrte diskutierten ihre Beobachtungen auf kleinen Balkonen neben diesen Fenstern in die Unwirklichkeit.

Eine Gruppe Musiker spielt Laute auf Instrumenten, die keinen anderen gleichen: das eine wie ein Horn geformt, doch an beiden Seiten verschlossen; das andere ein Saitenspiel, bei dem die Saiten gleich losen Wollfäden vibrieren. Es ist Tyreus ein Ort, an dem Unmögliches ihm vor Augen geführt, ihm gezeigt wird, wie unbedeutend und unvollständig seine Lebenserkenntnisse sind.

Sowie Tyreus den Thronsaal betritt, wird ihm seine Kleinheit endgültig vor Augen geführt: In der fensterlosen Kammer, kaum so groß, daß vier Menschen mit ausgestreckten Armen nebeneinander zu stehen fähig sind, steht eine kurze Plattform aus Marmor, hart und kalt. Sie ist wie ein Schemel geformt, hat keine Lehne und keine Ablage für Füße oder Arme. Ein kleines grünes Kissen liegt darauf.

Die Gefolgschaft verteilt sich im Raum und läßt den Gefangenen in der Mitte stehen. Kurz darauf scheint sich eine Tür zu öffnen, denn ein Wind dringt ein und wirbelt Tyreus durchs Haar. In einem Winkel der Kammer gehen die Bediensteten und Wachen plötzlich auf die Knie, das Gesicht dem Boden zugewendet.

Erschrocken schaut Tyreus um sich und erfaßt für einen Augenblick der Königin Gestalt, bevor auch er ganz ungewollt, als würde ihm ein Messer in die Kniebeugen gestochen, zu Boden fällt und den viel zu schweren Kopf auf den

Boden setzt.

In seiner Erinnerung betrat eine junge Frau den Raum, gehüllt in ein langes Gewand. Ihr Gesicht war unter einem dunklen Schleier verborgen, und ihre Blicke hefteten sich neugierig auf den Gefangenen, ehe sie vor ihm, auf ihrem Thronkissen, bedächtig Platz nimmt.

Tyreus zittert am ganzen Leib, nicht aus Angst, sondern aus unbekannter Ehrfurcht vor einem Wesen, von dem er glaubt, daß es ihn aus der Leibhaftigkeit tilgen könne. Genau genommen ist es keine Ehrfurcht, die er empfindet, denn Ehrfurcht setzt voraus, daß man das Gefürchtete kennt. Tyreus aber kennt die Königin keineswegs; bis vor wenigen Tagen hat er nichts von ihr gehört. Und dennoch wandelt sie mit einer Aura, die alles um sie herum erstarren läßt.

Dann ist es also doch nur Magie?, denkt er sich: Magie, die mich knien läßt?

»Jedermann weiß von dem Buch«, erklingt die Königin mit sanften und steten Worten: »Doch niemand hat bisher nach Eurem Namen gefragt.«

Tyreus wagt aufzusehen — als einziger im Raum. Seine Blicke folgen ihren Füßen (sie schreitet barfuß) bis zur Hüfte, weiter aufwärts bis zum Hals. Dort hält er inne. Es schnürt ihm die Kehle zu. Ihr grauschwarzes Gewand scheint aus einem Faden gesponnen, so zart wie Spinnenseide. Es sind kaum Verzierungen aufgesetzt, und Licht scheint hier und dort dergestalt durch den Stoff, daß man den darunterliegenden Körper zu erahnen glaubt. Dann wieder werden die Blicke des neugierigen Betrachters verborgen und abgelenkt.

Tyreus kann das alles nicht verstehen. Es ist ihm, als

wurde er einer übermenschlichen Person zugeführt, die ihm mit einem Wort den Willen brechen kann. Mit trockener Kehle keucht er seinen Namen hervor.

»Ihr seid nicht ansässig!« folgert die Königin: »Ungebunden. Ihr seid reisend, unstet, und Euer Schicksal ist wahllos. Heute seid Ihr hilflos. Denn ich sage Euch: Ihr habt Euch in einer Wolfsangel verbissen!«

Tyreus weiß um die Bedeutung dieser Redewendung. Sie verheißt den letzten Fehler eines Lebens. Er fürchtet sich nun so sehr, daß ihm schwindelig wird. Dennoch gelingt es ihm, weiter aufzusehen:

Arogahs Blicke durchstoßen seine frevelhafte Neugier, sogleich er ihr in die Augen sieht. Es besteht kein Zweifel: Sie ist ihrer Herrschaft würdig, und es wäre eine unerhört törichte Entscheidung, allein ihren Worten zu widersprechen. Tyreus denkt an den Kriegsfürsten in Nalma, der sich in jenem Moment unterwerfen müßte, sowie er vor ihr Angesicht tritt. Mehr noch, der Kriegsherr Nalmas scheint sich nicht ernsthaft bewußt zu sein, welchen Gegner er sich ausgesucht hat.

»Ich vermag den Haken verschwinden lassen, an dem Ihr hängt — ebenso leicht, wie ich Euch verschwinden lassen kann!« betont die Königin so zornig, als würde Tyreus ein Knüppel ins Gesicht geschleudert.

»Kein Zweifel!« schüttelt der Gefangene ergeben seinen Kopf: »Kein Zweifel!«

Jedermann schweigt für einige Augenblicke. Die Königin erwartet mehr.

»Es ist das Buch, das ich will!« spricht die Herrscherin: »Ich spüre die Glyphe ganz in unserer Nähe – in dieser Stadt! Es ist die Glyphe auf dem Buchdeckel, das Zeichen

einer eliabischen Gottheit! Es vermag dem Hörenden einen starken Ruf zu senden, wißt Ihr?!«

»Wo es versteckt ist, wage ich nicht preiszugeben.« – Und Tyreus erwartet einen Todesstoß.

Arogah geht in sich und murmelt: »Wenn Ihr es gelesen hättet — wäret Ihr nicht hier. *Nichts* wäre mehr hier ... «

Jetzt bereut Tyreus das erste Mal, das Buch je gefunden zu haben. Oder gar die Gebeine. Denn er ist sich sicher, daß man ihn erst dann wieder gehenlassen wird, wenn er das Versteck verraten und sich so reingewaschen hat.

Jedoch, so sehr man ihn auch bedrängt, so weniger ist er gewillt, dem Folge zu leisten. Aus Angst, daß das offenkundig mächtige und gefährliche Buch in die falschen Hände geraten könnte, bewahrt er sein Geheimnis und begräbt es mit verblassenden Erinnerungen, bis er letztlich selbst nicht mehr sicher ist, ob er es je besessen hat. Nach Stunden der Befragung wird er eingeschüchtert und gedemütigt bis zur Preisgabe seines Wissens zur Gefangenschaft verurteilt. Wachen führen ihn ab und verladen ihn mit anderen Gesetzlosen auf eine Kutsche, die noch vor Sonnenuntergang zur Küste aufbricht.

Kapitel 6

Drei Tage später erreicht die von vier Pferden gezogene Kutsche mit Geleit den sogenannten Abseitigen Turm, ein berüchtigtes Gefängnis auf einer Landzunge im Norden von Vuug. Die alte Veste steht an einem unzugänglichen Kliff, ist von der Meer-Seite ständiger Gischt und Stürmen ausgesetzt, und aus landseitiger Richtung nur durch zwei

schmale, schwer bewachte Pfade erreichbar. Es ist ein Gefängnis, in dem nur die gefährlichsten Menschen festgesetzt werden: Magier, die den Verstand verloren haben und damit unkontrollierbar geworden sind; Verbrecher mit magischen Kräften und so fort.

Man führt die Neuankömmlinge durch zwei schwere Gittertüre und verbringt sie in unterirdisch und überirdisch liegende Gänge, an denen sich Zellen anschließen. Tyreus selbst wird eingesperrt in einem schmalen Turm, der die Ruine der Festungsanlage bis nah an den Abriß des Kliffs ausdehnt; einen Turm, der bei der nächsten Sturmflut schon im Meer versinken könnte. Wie in einem Leuchtturm geht er einer Wache in einer Wendeltreppe voraus, von der aus auf jeder Ebene genau eine Zelle eingerichtet ist. Tyreus wird die vierte Zelle über dem Erdboden zugewiesen; ein dunkles und kaltes Loch, dessen steinerne Oberflächen von nassem Wind ununterbrochen feucht gehalten werden. Später wird ihm die Wache eine Schüssel Getreidebrei bringen.

Hier nun weilt unser Held, gepeinigt und hoffnungslos, denn er sieht sich in seiner Unschuld zu Unrecht verurteilt. Wie immer er auch in diese Angelegenheit geraten ist – Magie hatte etwas damit zu tun, dessen ist er sich sicher. Und so verflucht er das Buch, seinen risikoreichen Besuch in Vuug, jeden, dem er unterwegs begegnet ist, und jeden, der der Magie fähig ist. — Dann hält er inne und erkennt, daß er mit seinem Verwünschen der allgemeinen politischen Einstellung in Nalma gar nicht unähnlich ist: Viel zu leichtfertig, geradezu unbedacht, ließ er sich hinreißen, alles Magie-Ähnliche zu verachten, gleichwohl er tatsächlich mit Magie kaum in Berührung gekommen ist.

Oder waren es gar seine Gefühle für Lerke, die er zu

verteufeln bereit sein sollte? Wirklich?

War sie es nicht, die ihn zum Weiterleben ermutigte? Ihre schöne Gestalt ihm wundervolle Träume bescherte, die er lange nicht wird vergessen können? Und deren Stimme, obschon nur einen Tag vernommen, ihm immerzu in den Ohren schallt, als säße sie gleich neben ihm? – Sie kann es nun wirklich nicht sein, weshalb er vergessen in der Zelle darbt!

Wo ist sie in diesem Moment?, fragt er sich: Ob sie je erfährt, was mit mir geschehen ist? Daß er in diesem Raum eingeschlossen wurde, weil er sich auf die Suche nach ihr begab? Ist das nicht Liebe?

Tyreus kann nicht ändern, was um ihn ist: Kaum mit ausgestreckten Armen vermag er sich in der Enge seiner Unterbringung zu drehen, da berühren die Fingerspitzen die klammnassen Wände. Am Fenstergitter klettert er empor und schaut auf ein lebloses, immer gleiches Wasser, das ihm hin und wieder einen Stoß kalte Luft zuwirft — ihn nicht zu ersticken, sondern weiteratmen zu lassen, solange er seine Zeit verrinnen sieht.

Ob seine Peiniger ihn holen und verhören werden? Des Buches wegen? Er kann ihnen das Versteck nicht nennen. Ob sie zum Foltern bereit sind? Oder einfach verschmachten lassen in diesem zugigen Grab? Ob sie recht haben in ihrem unmoralischen Treiben? Ist es besser, daß die Magier das Buch verwahren?

Nach einer Weile ruft er durch die Gitterstäbe ins Turmgehäuse und aus dem Fenster. Er ruft, wer da sey; er ruft, daß er unschuldig sey. Niemand antwortet. Am Abend wagt er es erneut, und wieder schweigt sein Umfeld. Noch keinen Tag ist er eingesperrt, und fühlt sich wie der einsamste

Mensch der Welt. Da bemerkt er etwas beschämt, daß er auch einsam auf seinen weiten Reisen durch Prinms Wildnis gewesen ist. Sollte er das Alleinsein nicht gewohnt sein? Nun, da er von Lerke weiß, und solange er sich an ihr Gesicht erinnert, scheint ihm jede Stunde in eigenen Gedanken leer und falsch.

Und so quält er sich hungrig in den Schlaf. Ermattet wispert er ein Gebet, das er als Kind gelernt, als der Frühling der Jünglinge Herz bewegte und zu ungekannter Ernsthaftigkeit ermutigte:

Er erbittet die geistige und körperliche Wahrung seiner lieben Lerke. Er wünscht, daß sie die Angst vor Erhofftem und Tod verliert; daß sie sich niemals einem irdischen Maßstab fügen werde; daß sie bis in alle Unendlichkeit ihre beseelte Lieblichkeit im innersten Selbst bewahre, und dabei wisse, von ihm geliebt zu werden.

Noch wie ihm die Augen zufallen wollen, bittet er weiter, daß ihm die Götter einen ersehnten Traum von Lerke, seiner Geliebten, bescheren werden. Er hofft auf das Erscheinen der Erhabenen, auf daß sie seine Gedanken gleichsam beseelt und beruhigt, und darüber hinaus ihm in der Nacht diejenige Kraft zurückgegeben werde, die sich am Tag durch ihr Fehlen verzehrte.

Einige Tage später. Fern von Tyreus erreicht Lerke mit ihrem Esel die Heimatstadt. In Nalma begrüßt sie beherzt ihren Vater und führt ihm die getauschten Waren vor, die sie bald auf dem Markt verkaufen will. Beiläufig fragt sie freilich auch nach Tyreus, und gar nicht beiläufig ist ihr

die Bedeutung der Frage. Belenus antwortet nach seinem Gewissen: daß der junge Mann nach ihrem Verbleib gefragt und überstürzt aufgebrochen sey, um sie einzuholen. Darüber lächelt Lerke, denn es schmeichelt sie. Nur eine kleine Träne will sich bilden, denn daß sie sich verpaßt haben, und das weiß auch Lerke, kann in dieser Welt bedeuten, daß man sich niemals wiedersieht.

Am nächsten Morgen bricht sie auf und bemerkt, daß sich die Stadt während ihrer Abwesenheit verändert hat: Die Marktweiber tratschen mehr als sonst, die Wachen auf den Mauern sind unruhig. Die Truppe hat aufgerüstet mit weiteren Bogenschützen auf den Mauern, an den Toren stehen jetzt sechs anstelle von zwei Gerüsteten. Noch bevor sie die ersten Waren feilbieten kann, hält sie vor einer Gruppe Kultisten inne, die mitten auf dem Marktplatz eine Ziege opfern. Sie sind umringt von zahlreichen Zuschauern, einige beten und singen inständig mit den Kultmitgliedern. Was das alles bedeute, fragt Lerke einen Zuschauer.

Er antwortet erstaunt über ihre Unwissenheit, daß man vor kurzem erst einen mächtigen Zauberer gefangengenommen habe, nicht hier, sondern in unserer Feindesstadt, Vuug. Nun opfern die Kultisten, um Dorban zu huldigen, der den Gefangenen möglichst lange einschließe, daß Nalmas nächster Angriff gegen die Magier erfolgreich und vernichtend sey.

Wer Dorban sey, fragt sie, und weshalb sich der Mann nicht scheue, so offen über Magie zu reden. Wenigstens auf die zweite Frage weiß der Mann zu antworten, denn es sey jetzt Stadtgespräch, und nicht weniger als der Herrscher Kadim spreche von nichts anderem. Es sey bedeutet, habe er verkündet, daß das Volk an diesen Triumph glaube, denn

es steht eine neue Schlacht bevor.

Was mag das für ein mächtiger Magier sein? Dergestalt furchteinflößend, daß selbst Kadim zittert und sich durch seine Gefangennahme in Sicherheit wiegt? Noch mehr verlangt Lerke zu wissen, nun ihren Handel vergessen. Jedoch, es ist nicht viel zu erfahren, denn die meisten Menschen, deren Freudentaumel sich unterbrechen läßt, können nicht mehr als die leere Propaganda zu wiederholen: Fragt Lerke sie nach dem Namen des Gefangenen, ist es ihnen gleich. Fragt sie nach seinen Fertigkeiten, ist es ihnen gleich, doch unvorstellbar müssen sie sein! Daß darüber hinaus die Stadt der Magier einen von den Ihren wegsperrt, muß etwas bedeuten. Es fehlt nicht viel, und Lerke sich von dem wenig Gesagten überzeugen.

Auch ihr Vater wurde des Geschehens hellhörig, kann aber nicht mehr sagen, als daß das Volk darum bete, Dorban möge ihn nicht freigeben. — Das hat Lerke auch von anderen vernommen, mit wiederholtem Inhalt: Der Gefangene sey in Dorbans Fängen, von ihm eingesperrt und niedergerungen. Doch wer ist Dorban? Niemand kann es ihr sagen.

Als der Tag verstrichen ist, kommt die Stadt zur Ruhe. Die Menschen kehren in ihre Häuser zurück oder suchen die vertraute Gemütlichkeit der nächsten Taverne. Die Straßen leeren sich, und an ihre Stelle treten patrouillierende Wachmannschaften, die die Sperrstunde ausrufen. Lerke bekennt, sich ein wenig mitreißen gelassen zu haben, und spürt nun die Ermattung durch ein Ereignis, das sie im wesentlichen

nicht berührt hat. Wie sie ein letztes Mal um ihres Vaters Heimstätte schleicht, kommt sie an ein Stadttor, wo gerade einige Reisende von Wachen befragt werden. Einer der Soldaten eilt daraufhin fort, als habe er eine wichtige Kunde in Erfahrung gebracht. Lerke setzt sich ungesehen und ihre Nähe und lauscht neugierig.

Aus der Ferne vernimmt sie nur wenig, doch wichtiges: Der Reisende berichtet abermals von dem Gefangenen, der ganz Vuug in Aufregung versetzt haben soll. Wie leicht das Volk sich doch aufbringen läßt!, schmunzelt Lerke besonnen. Dann endlich hört sie Neues, nämlich, daß der Gefangene kurz vor seiner Festsetzung ein Buch bei sich getragen haben soll, das ihm die Quelle seiner Magie sey.

Nunmehr gibt es keinen Zweifel: Erst formt sich eine Ahnung, dann schreit eine Erinnerung hervor: Tyreus, der junge interessante Mann, der sie neulich besucht hatte, trug etwas Magisches bei sich, das sie spüren konnte. Ja! Es muß in seiner Tasche gelegen haben! Ein Buch? Das wäre möglich! — Erschrocken verdeckt Lerke ihr Gesicht: Tyreus ist der Gefangene! Tyreus, ein mächtiger Magier? Durchaus nicht!

Wie kann man sicher sein? Ob sie ihn suchen und finden, oder gar retten soll? Nur wo wird er gefangengehalten? Und wer ist Dorban?

Noch in dieser Nacht springt sie auf ihres Vaters Schimmel und reitet nach Lubenstein, wo sie sich von Meister Vern Antworten erhofft. Schon am nächsten Abend erreicht sie das Kloster und tritt ver mummt durch den Seiteneingang in sein Labor.

Freilich ist die Neuigkeit auch auf Lubenstein eingetroffen, und Vern interessiert sich sehr für weitere Einzelheiten. Daß seine Schülerin ihm von einem so mächtigen Artefakt erzählt, besorgt sein altes Herz, mehr noch, da es im Besitz eines Jünglings befindlich sein soll, dem Lerke ihr Herz zu schenken gedenkt, und ferner, einem Heimatlosen, dem die Magie von Geburt an nicht zugänglich sein soll.

»Der Name Dorban ist Vern kein Rätsel: Jedes Jahr besucht er uns und die Wildnis!« spricht er geheimnisvoll.

»Was meint Ihr?« will Lerke wissen.

»Dorban ist eine der eliabischen Gottheiten, eine Naturgottheit!« erklärt Vern geduldig: »... Die für die wildesten Erscheinungen steht: stürmischer Regen, reiðendes Wasser, die Abgründe des Meeres und der kalte Wind darauf. Die winterliche Kälte ist ihm besonders bedeutend. Wenn es also heißt, daß er in ›Dorbans Fängen‹ sey und aus ihnen nicht entkommen sollte ... «

»Er wird also gefangengehalten in einem Gefängnis aus Eis? Aus Wind?« schlußfolgert Lerke vorschnell.

»Möglicherweise an einem Ort, an dem die Luft nie stillsteht, es nie trocken und geschützt ist; ein Ort, der nicht beheizt werden kann?«

Vern und Lerke wissen das Unverständene nicht zu lösen. Dabei entgeht dem Lehrer nicht, daß seine Schülerin offenbar von der Idee besessen ist, diesen jungen Mann zu retten. Besorgt beobachtet er ihren Eifer beim Studieren der Bücherfronten, die sie in der Hoffnung, einen weiteren Hinweis zu erhaschen, in Augenschein nimmt. Der alte Bruder fragt sich, ob er ihrem Heil entsprechen soll, sie ziehen und es versuchen lassen soll. Für eine Liebe Vernunft und Hof zu geben, das erschien ihm immerschön ehrenvoll,

wenn auch töricht. Doch was mit Ehre geschieht, muß nicht aufgewogen werden, so vernichtend es auch sey.

Was aber bedeutete die Befreiung des Gefangenen für alle anderen? Ist er wirklich so eine Gefahr, wie man sich erzählt? Wenn er sich diesem Urteil anschließe, bekennt er, so widerstrebe auch das seiner jahrzehntelang gesammelten Erfahrung und Lebensphilosophie: Daß man sich nämlich stets ein eigenes Urteil zu bilden, und sich nicht auf das gesprochene Wort, sey es aus dem Munde eines Herumtreibers, eines Diebes, eines Schweinehirten oder eines Königs, zu verlassen habe. Und mehr noch: Ohne Prüfung das Behauptete als Tatsache hinzunehmen, gehöre ganz und gar nicht zu seinem wissenschaftlichen Umgang!

So schiebt er die Zweifel beiseite und überredet Lerke zu einer Übernachtung, die sie gerne, da ermattet und verzweifelt, annimmt. Ohnehin ist sie es, die Ruhe benötigt, um wieder klare Gedanken formen zu können. Denn momentan spricht alles aus ihr Wahnsinn und Verliebtheit.

Es vergeht keine Minute, da sie sich hingelegt und die Nacht durch ihr Kammerfenster betrachtet. Ob Tyreus dieselben Sterne würde sehen können?

All die Jahre hat sie ihre unreifen Kräfte verborgen gehalten und Ausflüchte gefunden, sie nicht einsetzen zu müssen. Nun jedoch, angesichts der drohenden Gefahr für diesen Fremden, den sie zu lieben meint, da findet sie den Mut sich vorzusagen: »Jetzt ist die Zeit zur Probe meiner Kräfte! In dieser Nacht oder einer folgenden! Und ich will sie geschickt und sicher einsetzen, daß sie meinem Willen gehorchen! Wenn auch kein Zufall und kein Urteil mir beistehen will, so soll es die Magie sein, die ihn mir wiederbringt!«

Und in ihrer wohlwollenden Absicht empfindet sie es

als notwendig, ihrem Geliebten Mut zuzusprechen: Mit ein paar Worten beschwört sie ihm einen wohlgesonnenen Traum:

»Ihr Götter!« beginnt sie: »Folgt meinem Gebet und bringt Tyreus, der derweil im Angesicht der Nacht schläft, einen Traum dar, der seinen Seelengram beschwichtigt, ihn Klarheit fassen läßt und stärkt für alles, das ihm geschehen wird. Möge er erwachen mit Besonnenheit und selig, und sobald seine betörenden Augen das erste Morgenlicht wahrnehmen, einen stillen Gedanken an mich verlieren!«

Dann endlich schläft sie ein, und ruht ohne Unterbrechung bis zum Morgen.

Wie so oft bringt der Schlaf die nicht länger erhoffte Erkenntnis. Aufgeregt eilt sie zu Vern und schüttelt ihn aus dem Schlaf: »Es muß doch ein Gefängnis an der Küste sein, meint Ihr nicht? Da, wo die Wellen niemals ruhen und der ungehörige Wind die Schiffe auf den Felsen laufen läßt! Wo die Gischt spritzt und die Geister des Windes heulen! Klingt das nach Dorbans Reich? Was meint Ihr?«

Vern grollt schlaftrunken, aber nickt schließlich zustimmend.

»Und kennt Ihr denn ein Gefängnis an der Küste?«

»Ja, eines kenne ich. Es ist nah beim Feindesland, wie es Vuugs Magier fürchtig sagen würden, ehemals eine Burgruine, und Jahrhunderte früher die Residenz der Könige Nalmas. Unmittelbar auf den Klippen erbaut, galt sein Betreten lange Zeit als gefahrvoll, doch, wie mir scheint, mutet man Gefangenen ohnehin eine unmoralische Unterbringung zu.«

»Und so ward es ein Kerker?«

»Ein Kerker in den Tiefen der Verliese, auf Höhe des Meeres und hoch zu Turm. Ein Platz für alle Ausgestoßenen.«

»Tyreus ist kein Ausgestoßener! Wenn er dort ist, dann zu Unrecht!« verteidigt sie ihn, obschon sie grämt, nichts Genaues über die Gründe seiner Festsetzung zu wissen.

Der Aufgeweckte hockt unruhig im Bett und betrachtet Lerke, die aufgereggt herumgeht und ihn nicht beachtet. Soll er sie fragen, ob sie Zweifel an seiner Unschuld hat? Soll er sie gar von ihrem Vorhaben abbringen? Doch entspricht ihr Ehrgeiz nicht seiner vergangenen Jugend? Wenn er je wollte, daß sie so wie er werde, dann muß er sie ziehen lassen ...

Und so läßt sie sich den Weg beschreiben, die Taschen mit Proviant füllen und reist unvermittelt ab, ihrem alten Lehrer einen raschen Dank zurufend. Immer nach Norden muß sie nun reiten, bis sie am Ufer eines Meeres steht, dessen Ausdehnung niemand kennt.

Kapitel 7

Die Küste ist wunderschön und unberührt; unberührt deswegen, weil sie so schroff und rauh ist, daß es keine Häfen gibt, nicht einmal eine Bucht, in der die Landung eines kleinen Schiffes möglich wäre. Vern schilderte ihr beiläufig von zahlreichen Wracks, die vor diesem Gestade gesunken seien – daß sie eines davon auf ihrer abenteuerlichen Reise sehen würde, dachte Lerke nie.

Jedoch, als sie über die Dünung reitet und ihr Haar in den plötzlich angefachten Wind legt, da erspät sie nicht nur ein Wrack, sondern deren drei! Das der Küste am nächsten

liegende ist erkennbar durch einige große Holzteile, die zwischen den hohen, grauen Felsblöcken im flachen Brandungsufer verkeilt sind. Sie erahnt die Reste eines Masts und Planken vom Rumpf des Unglücksschiffes. Ein zweites Wrack, das noch immer von den Wellen bewegt wird, schaukelt seinen zerfetzten Rumpf tänzelnd auf und nieder. Hier wehen sogar noch Teile des Hauptsegels über Deck, und die hinterhergezogene Takelage verursacht ein schauriges Geräusch. Das dritte Wrack ist so weit draußen vor der Küste gestrandet, daß sie es kaum noch wahrnehmen kann. Doch in der Tat: Es ist ein Wrack, das auf eine ferne Sandbank gelaufen sein muß, denn es steht still und hat Schräglage. Außer ihrem Staunen, dem Wind und den Wracks ... ist dort gar nichts.

Aufmerksam späht sie in alle Richtungen: Sie steht an einem langen Küstenstreifen, der von einer aushaltenden Dünung flankiert wird, an die sich auf gegenüberliegender Seite ein steiniger Strand anschließt und bis zum Wasser hält. Große Felsen, manche mannshoch, im Verband oder auffallend einzeln weiland, werden im Flachwasser unablässig von tosender See umspült. Sie frißt die Erde durch ihre Unruhe, und Lerke wagt zunächst keinen Schritt heran. Doch wenn sie sich dem Gefängnis näher will, muß sie dem Ufer folgen, immer am Strand entlang, denn in den karg bewachsenen Dünen und den umliegenden Wäldern gibt es keinen Weg. Und wenn es einen gäbe, wäre dieser ohnehin von Soldaten bewacht.

Sie befreit ihr Reittier, schließt den Mantel und eilt hinunter zum Wasser, einen Tritt suchend, der sie wenig einsinken läßt. So läuft sie zwei Tage und zwei Nächte.

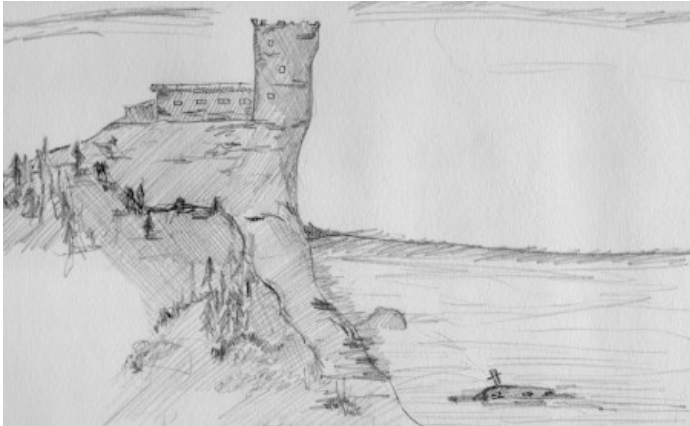
So es dunkelt, türmt sie sich Loses in den Sandbergen

auf und lagert an einem kleinen Feuer. Sie ernährt sich von Brot, Karotten und Muscheln, die sie am Ufer gesammelt hat. Einen zweiten Brotfladen rührt sie nicht an – der ist bestimmt für Tyreus, sodenn man ihn schlecht behandelt und hat hungern lassen. Jede Nacht schläft sie in der Gesellschaft des Windes ein, träumt vom rauschenden Meer und erwacht mit Sand in Haaren, Ohren und Kleidung. Ein garstiger Ort, und Lerke wünscht sich an das stickige Schmiedefeuher ihres Vaters zurück, die beklemmende Enge ihres Winkels in Verns Labor, sogar das Geschrei und den abstoßenden Geruch auf Nalmas großen Plätzen sieht sie auf einmal mit Sehnsucht. Bald schon würde sie das Gefängnis erreichen und Tyreus wiedersehen. Einen Abderiten² muß man sie nennen, so einfältig stellt sie sich vor, wie sie mit ihm flieht und sie ein seliges Leben haben können.

Am dritten Tag umrundet sie eine Klippe und sichtet am anderen Ende der Landzunge einen Turm, unwissend, daß dies der Turm sey, aus dem Tyreus auf das Meer blickt. Lerke ist nun vorsichtig und verbirgt sich im Gebüsch. Sie huscht zwischen den angespülten Wrackteilen entlang, schmiegt sich an sie und wartet, eilt weiter und wirft sich auf den Sand, halb eingrabend. Immer wieder starrt sie auf die hohen Klippen, die die akklive³ Dünung seit dem Vortag abgelöst haben, ob nicht postierte Späher auszumachen seien. Endlich ist sie so nah herangeschlichen, daß neben dem

²Abderit = einfältiger Mensch, Schildbürger

³akkliv = hügelartig, leicht ansteigend



Wartturm ein Gemäuer erkennbar geworden ist, beide verbunden durch Treppen. Der große Bau und der Turm zeigen zahlreiche Fenster, alle fest vergittert. Und wie es Nacht wird, kann sie weiter beobachten, daß Fackeln den Mauerweg entlang getragen werden. Ein Fackelschein blitzt vereinzelt durch die Fensterschlitze, und auch die Turmspitze wird mit zwei Fackelträgern bemannt. Es wird nicht einfach sein, sich weiter vorzuwagen.

Ob sie es nachts versuchen sollte?, wägt sie das Risiko ab, Oder besser am Tag, wenn ein Eindringling weniger erwartet wird? Gewiß, wenn sich dieses Gefängnis der schwersten Verbrecher rühmt, dann muß es gut bewacht sein. — Lerke kann nicht wissen, daß zu diesem Zeitpunkt bereits zahlreiche Mannschaften abgezogen worden sind; ihr Herr, Kadim, braucht sie zur Verstärkung seiner Truppen an der Frontlinie während der nahenden Schlacht.

Die Ungeduldige wartet die halbe Nacht in Deckung und schleicht dann, zwei Schädel vor der Morgendämmerung, an die Klippen heran. Denn am Morgen, so meint sie, seien die wenigsten Wachen noch klarer Sinne.

Als sie sich dem Klippengefängnis bis auf wenige Steinwürfe nähert, überkommt sie große Angst. Denn was erwartet einen Unruhestifter wie sie? Der Tod! Leicht könnte sie unbedarfte Schritte setzen, die sie verraten, den Lichtkegel der Fackel auf sie lenken, die Wachen hellhörig werden lassen. Gut für sie, daß in dieser Nacht der Wind kräftig braust und entlang der Brandung die Wellen laute Töne schlagen, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen mochte.

Bald nähert sie sich einer am Fuß der Klippen beginnenden Treppe, klettert an ihr empor, stets in alle Richtungen starrend. Hinter den Mauern hört sie Wachen reden; sie sind noch fern. Auf der Mauerkrone steht niemand, ebenso unbesetzt ist die Turmspitze. Die Wachen werden ruhen, das muß es sein! Wenn sie sich doch nur unsichtbar, mit Fels und Mauerwerk verschmelzen könnte! Lerke hangelt sich wagemutig an Felsvorsprüngen entlang, klettert immer höher, ohne zu wissen, ob es dort einen Weg ins Innere oder wieder herunter gebe. Bald ist sie weit emporgestiegen, und der geringste Fehltritt würde sie in den sicheren Tod stürzen lassen.

Schwitzend und keuchend, aber immer weiter, zwingt es sie nach oben, immer nach oben, getrieben, als dürfe sie nicht aufgeben, ehe eine Wolke berührt ist. Mit schmerzenden Fingern und Füßen heftet sie sich an das glitschige Gestein, wohlwissend, daß sie denselben Weg nicht wird zurückgehen können. Sie quert einige Scharten, in denen sie sich verbergen und ausruhen kann; sie schreckt die ni-

stenden Vögel auf, die ihre Bewegung versteinern lassen; sie hört und verliert die Stimmen der Wachenden, ohne je sicher zu sein, wo sie stehen, und in ihrem ganzen Leben mag ihr nichts gefährlicher vorgekommen zu sein. Wenn sie nur ihr Vater so sehen könnte! Oder Vern, der gewiß einen vernünftigeren Weg vorgeschlagen hätte! Sie lächelt über die eingebildeten Gesichter der beiden alten Männer. Denn sie müssen vergessen haben, was es heißt, etwas aus Liebe zu tun.

Schließlich ereignet sich etwas, das sie alle Furcht vergessen läßt: In einem Moment, da man die größte Aufregung verspürt, die größte Angst erwartet, und die dann doch nicht eintritt; gleich einem erwarteten Schmerz bei einer schweren Verletzung, der jedoch selbst nach einer Weile nicht fühlbar wird. Ja, ganz unerwartet späht sie hinter einen Mauersims und erblickt drei Wachmänner, die, sich wärmend, um einen Feuerkorb stehen. Einer von ihnen stützt sich schlaftrunken mit ganzem Leib auf seine Lanze. Lerke zwingt sich das schwere Atmen ab und belauscht das Gespräch.

Nach einer Weile spricht der eine zum anderen, daß er in Kürze nach »dem Gefährlichsten« im Turm schauen möchte, denn der verhalte sich auffallend ruhig — da vermute er eine List. Antwortet der Zweite, daß er ihm zuletzt Essen gebracht habe, und dies nicht gerne tat. Denn es mache ihm Angst, diese Nähe zu solch' einem gefährlichen Wesen. Prahlt der Erste wiederum, daß Angst ihn nicht plage, und begibt sich auf den Weg. Sein Kamerad ruft ihm hinterher, er möge Vorsicht zeigen und ihm nicht in die Augen schauen!

Nun, für Lerke ist dieser Gefangene gleich ihrem Ziel.

Das muß Tyreus sein!, verspricht sie sich, und vergnügt sich nun mit dem Gedanken, seinen Standort zu kennen. Und wie es ihren magischen Kräften gebührt, ist der Ort das einzige, das sie wissen muß.

Derweil in Tyreus Zelle, kurz nach Sonnenaufgang. Der Gefangene erwacht von seinem harten Nachtlager und windet sich vor Schmerzen und steifen Gliedern. Seine Kleidung ist naß und es fröstelt ihn, denn bislang dauert es bis zum Nachmittag, ehe ihm das Tageslicht seinen kurzen Wärmestrahle durch den Fensterschlitz zukommen läßt. Er blinzelt mit den Augen gegen den vergitterten Himmel:

»Ist mir kein Heil vergönnt? Kein Frieden? Nunmehr gefangen ohne Ausweg, vor Tagen noch ein freier Mensch! — Daß ich diese Freiheit liebe und liebenlernte, beteuert er weiter, das steht mir unzweifelhaft zu! Wem habe ich schon geschadet?, fragt er in den Raum und richtet sich zornig auf. Aber das Buch dürfen sie nicht haben ...!«

Bekümmert fällt er in den Sitz zurück und denkt an das vorherige Leben. Wenn es nur diesen einen Moment gebe, da das Gitter offenstehe, oder die Wache abgelenkt ist — er würde fliehen und nicht rasten, ehe er in einen Landstrich gelangt, da man das Wort »Nalma« als Namen eines Vogels und den »Vuug« als herzhaften Käse zu bezeichnen meint. Gewiß, er müßte auch Lerke in diesem Schrecken zurücklassen. Nichtsdestotrotz drängt die Angst. Und wenn er das Buch nun doch gebrauche ...?

Seine Gedanken drehen sich so sehr ins Ungewisse, daß er zu keiner Zeit bemerkt, wie Lerke in der Zelle steht. Ihre

Brust hebt sich schwer vom Atmen und Schweiß steht ihr in großen Tropfen auf der Stirn. Kalt und blaß sieht sie aus, als habe sie erst eine Meerenge durchschwommen, und sey danach einen vereisten Berggrat emporgeklettert. Aber sie ist hier, auf dem Gipfel, und hat es geschafft.

Tyreus ist von ihr abgekehrt, währenddessen Lerkes Gesicht ruhiger wird. Sie lächelt angesichts seines Wohlergehens.

»Ich bin jetzt bei Euch«, flüstert sie ihm zu. Und wie er sich umkehrt, schreit er vor Entsetzen und fällt geradewegs über die eigenen Füße. Fahlblaß wird er, denn er meint, ein Gespenst besuche ihn. Wie sie ihn zittern sieht, tritt sie nah und nimmt rasch seine Hand.

Zunächst fehlen ihr die Worte und sie verzieht das Gesicht, als müsse sie dem Tod eilig ein Rätsel beantworten, ehe er die Sense streicht. Endlich stottert sie etwas hervor:

»Erkennt Ihr mich, Tyreus? Ich bin euretwegen hier! Ich bin Euch gefolgt! Tyreus, hört doch!«

Der Erschrockene gewinnt die Farbe seines Gesichtes zurück und besieht sich das Gespenst genauer:

»... Und ich ... bin Euch gefolgt. — Lerke, sagt, seid Ihr es wirklich? — Lang war mein Weg und mühselig, nun bin ich hier, was kann ich tun? Wie können wir ... «

In diesem Augenblick bemerkt er, daß die größte aller Fragen noch nicht gestellt worden ist. Lerke seufzt bar der Offenbarung und erklärt sich: Daß sie der Magie fähig, und einer ganz einzigartigen Kraft ergeben sey. Daß sie ihm tagelang gefolgt ist und sich hinter Dünengras und dem Geräusch der Brandung verborgen hielt. Gerne will sie ihm mehr berichten, doch sie drängt, denn man könnte die beiden leicht in der Enge der Zelle entdecken.

Tyreus will sein Glück kaum begreifen, so fällt er ihr ehrfürchtig um den Hals und drückt ihren Kopf an ihre Brust, in der sein Herz aufgereggt schlägt. Sie beide wissen, daß sie einander unweigerlich lieben, und das Mühsal, das sie jeder für sich aufgenommen haben, den anderen zu finden, beweist aufs neue die Gültigkeit des unergründlichen Schicksals: Daß nämlich zwei Seelen zueinanderfinden, die zunächst unterschiedlicher nicht sein können; daß weiterhin das Schicksal abermals zu überraschen vermag, und dies in einem Zeitalter, da der Mensch sich, wie auch in jedem vorherigen Zeitalter, allwissend rühmt.

Wie nun mag sie ihn befreien?, fragt er sich, seine Retterin mit weiten Augen anstarrend. So schildert sie den Vorgang, der sie zur Wandlung durch feste Mauern befähigt: Bewegt sie sich alleine, so dürfen die Mauern nicht zu dick sein, und sie muß erahnen können, daß sich hinter diesen ein freier Raum befindet. Nach jedem Durchtritt muß sie einige Momente ausruhen, ehe sie sich für ein neues Angehen konzentriert genug fühlt. Will sie aber eine Person mit sich nehmen, so muß sie ihn nur leicht berühren und seinen Namen sprechen. Weiter als einen Steinwurf weit kann man damit aber nicht gelangen — es sey denn . . .

Lerke erinnert sich an eine frühe Ahnung, während Tyreus ihr gebannt lauscht. Diese Ahnung, so möchten wir es nennen, ist mehr Instinkt als Wissen. Ein Instinkt, der ihre magischen Fähigkeiten begleitet, und sie zu Neuem anweist. Sie vermutet, daß eine eindringlichere Berührung, als es das Betasten der Schulter des zu befördernden Menschen erfordert, mit der Reichweite ihrer Versetzung einhergeht.

Tyreus hat sogleich bemerkt, daß sein Gegenüber ihre Augen geschlossen hält und etwas murmelt. Erst wie er seinen

Kopf dreht, versteht er einige Worte: »... Ich fordere den mich beherrschenden Schutz vor allem mir Schadendem. Ich erwünsche, daß ich weder der Tollsucht verfallende noch ... — ... Gebt mir die Beständigkeit eines wissenschaftlichen Geistes, und die Aufmerksamkeit eines Jägers, um zu erreichen, an dem Viele scheiterten, und um das zu schützen, das um mich herum wandelt ... «

»Was flüstert Ihr da?« möchte er unverschämt wissen, und tut recht damit. Noch immer sitzt er auf dem Boden, während Lerke vor ihm hockt. Anstatt ihm mit Sprache zu antworten, neigt sie ihren Kopf, greift mit beiden Händen seine Wangen und küßt ihn zärtlich auf den Mund.

In diesem Moment steht Tyreus' Welt still: Jeglicher Antrieb verliert seinen Impuls, jede Aufgabe ihre Bedeutung. Er hört nichts, sieht nichts, weiß nichts; sein Geist erstarrt zu harter, undurchdringlicher Borke, und war vorher so klar wie Glas. — Nun, vielleicht so klar wie es ein Butzenglas nur sein kann, doch jedenfalls vom Gegenteil beschaffen. Der arme Tyreus ist durch den Kuß so ergriffen, daß er das Atmen zu vergessen droht, noch nicht einmal zu hecheln fähig ist. Er mag auch sie mit seinen Händen umgreifen – ihren aufregenden Leib, ihren Hals, ihr Gesicht, um es ihr gleichzutun –, und läßt sie doch nur weiter hängen, als seien Knochen und Muskulatur aufgelöst. Allein ein einziges Gefühl scheint sich in ihm erhalten zu haben, das einzige, das er von früher noch kennt: Begehren, begehrt werden, zu Hause sein ...

Und wie ihm kurze Zeit später wieder Farben vor die Augen kommen, und er nicht länger von Benommenheit und

Übelkeit sich darnieder legen muß, sieht er Lerke, die sein Gesicht noch immer umklammert, jedoch, von dem Kuß ablassend, ihn mit offenen Augen anlächelt. Er bemerkt nicht, daß er nicht länger in seiner Zelle weilt, und spricht erschöpft und ehrfürchtig zu ihr:

»Wenn Ihr mich jetzt umarmt, werde ich ohnmächtig!«

Und sie umarmt ihn, und er verliert die Sinne. Ihn behutsam unter den Armen stützend, hilft sie seinem zerschmetterten Wesen zu Boden und legt Kopf und Schultern ins hohe Gras. So beugt sie sich über ihn.

»Wir sind weitgereist!« flüstert sie ihm ins Ohr, und fühlt sich selbst ermattet, daß sie auf ihm niederkommt und liegenbleibt. Sie streichelt mit einer Hand sein schlafendes Gesicht, mit der anderen sein Haar.

Eine Weile liegen sie so und wollen und müssen es nicht ändern. Tyreus kommt wieder zu Bewußtsein und erfreut sich an ihrem schönen Gesicht, ihren Mut bewundernd, da sie so große Gefahr auf sich genommen hat.

Wo sie wohl seien, fragt Lerke, doch Tyreus weist das ab: Da er in der Wildnis zu Hause ist, erklärt er, sey ihm jeder noch so fremde Ort ein Heim. Dennoch mag die junge Zauberin ergründen, wohin und wie weit sie wirklich befördert worden sind, ... ob sie außer Gefahr seien. Doch die beiden Entflohenen hören kein Meeresrauschen, die stehende Luft riecht nach Wald und Regen, nach Pilzen und Fichten. Es scheint ihnen nicht so, als seien sie noch in der Nähe des Abseitigen Turms. Lerke erstaunt abermals über die Reichweite ihres Zaubers, ihr eine gänzlich unbekannt Dimension.

Dann verdrängt sie ihr Erstaunen und Fürchten wieder, denn mit beiden Händen kann sie ihren Lieben berühren,



seine Wärme und seine Eigenartigkeit annehmen.

»Liebt Ihr mich?« fragt Tyreus, der gierig an einem Stück Brot kaut.

»So eine Frage stellt Ihr? An einem Ort wie diesem?«

Tyreus blickt auf die Umgebung, vorrangig in die auffälligen Blumengruppen, deren violette Blüten einen gelben Kopf umringen. Der Boden ist weich und reich an unterschiedlichen Pflanzen; sie selbst sitzen unter einer alten, knorrigen Pappel, deren Äste sich bis an ihre Köpfe neigen. Das ist nicht zu beklagen, denn der Morgen ist heiß und die Blätterkrone wirft einen weiten Schatten über sie.

»Nur an so einem Ort«, beteuert Tyreus, »vermag ich diese Frage zu stellen. Und Ihr müßt sie mir beantworten!«

»Warum ist Euch das so wichtig?«

»Schon andere trachteten nach meinem Leben, für dieses Artefakt, das den Magiern wichtiger als vieles andere zu sein scheint.«

»Ein Artefakt? Ich verstehe nicht . . . «

»Das Buch, das ich bei mir trug, und für das man mich festgesetzt in diesem Turm!« setzt er das Streitgespräch fort.

»Dann war es also ein Buch, das ich wahrnahm? Damals, bei unserer ersten Begegnung?«

Tyreus sieht endlich, daß ihm Lerke ehrlich ergeben ist, und ihre Gefühle nicht aus List geheuchelt. Nun gereicht ihm sein Vorwurf zu Verlegenheit, daß er beschämt den Kopf senken muß. Noch immer hält sie seine Hände, während sie sich gegenüber sitzen.

»Ja, ich habe das Buch bemerkt. Und es hat mir angst gemacht. Ja, ich bin der Magie fähig, und magische Dinge sollten mich nicht fürchten! Meint Ihr nicht auch?«

Ohne aufzusehen, zuckt Tyreus kleinlaut mit den Schultern.

»Was soll es mich ängstigen?« spricht er doch: »In meinen Augen ist es nur ein Buch, wertlos wie alles Geschriebene!«

Lerke denkt darüber nach: »Dann könnt Ihr nicht lesen?«

»Das Buch so nichtig, wie der Brief, der mich zu ihm führte!«

Er steht auf und kramt aus seiner Tasche ein gefaltetes Stück Papier hervor, das er ihr hinwirft, wie man einem Hund einen Happen zuwirft.

»Gefunden bei einem Mann, der war ganz knochig!« höhnt er: »Gebeine, von mir geplündert, ehe sie zu Staub zerfallen . . . «

Lerke entfaltet das Papier und liest. Wie sie fertig ist, lenkt Tyreus einen neugierigen Blick auf sie, die zu ihm auf-

sieht, als habe sie Furchtbares erfahren. Unruhig schluckt sie, ehe sie das Papier wieder sorgfältig zusammenlegt.

»Was Ihr da gefunden habt . . . , beginnt sie schwerfällig, . . . wo . . . — habt Ihr das Buch gelesen?«

Plötzlich fällt ihr ein, daß Tyreus nicht lesen kann.

»Angesehen habe ich die Seiten, und die unzähligen Glyphen darauf, die Zeichnungen . . . «

»Die Zeichnungen auch? Bei Yptu!«

Lerke gibt sich so erschrocken, daß es ihm angst macht.

»Aber Ihr lebt noch!« murmelt sie mit mißtrauischer Stimme.

»Wißt Ihr«, fährt sie fort, »die anderen glauben, Ihr seid ein mächtiger Magier. Ich habe das nie geglaubt. Auch wenn mir niemals ein Name ins Ohr drang, wußte ich, daß Ihr gemeint seid.«

»Vielleicht sollten sie mich fürchten. — Ich habe ein gutes Gedächtnis, kann kaum ein Bild vergessen, und je tiefergründiger die Bilder sind, desto besser scheine ich sie zu bewahren. Und seitdem fühle ich anders in meinem Kopf!« — Und er zeigt darauf.

»Was bedeutet das?« fragt Lerke.

Er geht zu einem Stein und zeichnet mit einem Stück Kohle, das er seit der Einkerkung wie einen Schatz in der Hosentasche verwahrte, ein Insignis aus Schleifen und Spitzen, wie ein magisches Amulett aus Goldfäden gesponnen und geschmiedet, auf die nackte Oberseite eines brusthohen Felsens. Lerke tritt dazu und beseht sich das Gezeichnete. Dann liest sie darin, als habe jemand Buchstaben aneinandergereiht. Wo andere nur Verworrenes zu erkennen vermögen, sind es die Magischen, die Magie aus dem Unscheinbaren lesen.

Es klingt wie *purasch kefa*, das sie ausstößt, und zwei Schritte zurücktritt, ohne das Symbol aus den Augen zu lassen. Im gleichen Moment, da die letzte Silbe gesprochen, raschelt es in der Pappelkrone, und knistert, als würde ein kräftiger Wind hindurchgehen. Die beiden Überraschten können kaum aufsehen, da fallen allerhand Blätter und Zweige nieder, als wolle der Baum sterben und abwerfen, das nicht mehr leben will.

Sie folgen dem gefallenem Blattstand zum Boden, wo sich die dereinst schönen violetten Blütenköpfe verneigt haben und vor ihren Augen so rasch zu Grau verfärben, als wie Wasser die Farbe ändert, wenn man ein blutiges Hemd darin wäscht. Viele sehen jetzt zerbrechlich und trist aus, als bestünden sie aus fahler Asche.

Inmitten dieses Todes stehen Lerke und Tyreus, unschuldig, als seien sie Kinder. Mehr noch, der Tod vereint seine Kraft auf diesen Ort, und je weiter von ihm entfernt, desto belebter ist die Welt. Einen Steinwurf weiter über diese Lichtung lebt der Wald in gewohnter Frische.

Zunächst weiß das Paar nicht, wie es mit dieser Beobachtung umgehen soll. Dann wird es ihnen gleichzeitig bewußt: Tyreus, der Magie und der Wörterkunde unfähig, vermag den Inhalt eines ganzen Buches fehlerfrei wiederzugeben – eines sehr mächtigen Buches, wohlbemerkt! Und sie, Lerke, die sich noch in Alchemie schult und dem gespenstergleichen Wandeln durch Mauern, kann die Zeichen lesen, als seien sie Noten für einen Musiker, wo ein anderer nur Unsinn erkennt. Und sie kann damit Zauber vollführen, ohne sich der Gefahr zu ergeben, vom Inhalt des Buches verführt und verschlungen zu werden. Wenn sie es nur richtig anstellen, können sie Welten bewegen!

Eine Zeitlang verweilen sie auf der Lichtung und ruhen. Erst am nächsten Morgen – die Nacht haben sie im Windschild des Baumes zugebracht – beschließen sie, nach Nalma zurückzukehren. Denn Lerke hat Sehnsucht nach ihrem Vater und will wissen, daß es ihm gutgeht. Tyreus' Kenntnisse von der Wildnis kommen ihr dabei gelegen. Da sie nicht wissen, wo genau in des Gefängnisses Umland sie gelandet sind, könnte der Rückweg viele Tage beanspruchen; dann gilt es, sich nicht noch mehr zu verirren.

Tyreus ist stattdessen auf Vorsicht bedacht. Denn man könne nicht ermessen, mit welchem Aufgebot der erfolgreichen Flucht aus dem Gefängnis begegnet werde. Möglicherweise, mutmaßt Tyreus frei heraus, hängen in den großen Städten, Vuug ohnehin, aber auch Nalma, Steckbriefe aus, die zu seiner Ergreifung führen sollen. Daß man Lerke mit ihm in Verbindung bringt, das sey ausgeschlossen, wie er meint. Und doch wäre es klug, eine Nachricht vorauszusenden, ehe man sich selbst blicken läßt. Tyreus ist nun der Gejagte; der muß vorsichtig wandeln, am besten unsichtbar werden. »Ob es auch dafür einen Zauberspruch in dem Buch gibt?« scherzt Lerke.

Und noch etwas anderes bedenkt Tyreus: Wenn es das Schicksal wollte, daß sie weit- weitab der großen Städte gelangt sind, möglicherweise fern einer Person, die sich nur vage an eine Stadt wie Nalma erinnert und keinesfalls den Weg zu deuten wüßte ... — sollte man dann nicht den Vorsprung nutzen, und sich immer weiter davon entfernen? Weshalb die Richtung spiegeln und der Gefahr wieder zuwenden, gleich einem törichten Nachtinsekt, das in die

Kerzenflamme fliegt? Nun, Lerkes Absichten zu bevormunden, gehört sicherlich nicht zu Tyreus' Tugenden, wie er sich einbildet.

Und so verlassen sie die Lichtung und folgen einem Bach. An dessen unscheinbaren Ufern, so hoffen sie, werden sie auf eine Siedlung stoßen, in der man wisse, wie dieses Land heißt.

Kapitel 8

Sechs Tage sind vergangen, da die beiden Reisenden durch die Lande irren, ohne dem Anzeichen einer Besiedlung zu begegnen. Die Wildnis scheint so unberührt, daß man meinen könnte, noch nie in allen Zeiten habe es einen Waldarbeiter oder Jäger hierher verschlagen, wohl nicht einmal zufällig. Tyreus ist guter Dinge, da an einem vertrauten Hof. Unentwegt sammeln sie Beeren, Samen und was sich sonst Eßbares finden läßt, während sie ihren Weg fortsetzen. Derweil gewinnt Tyreus seine alte Kraft zurück, und Lerke ihr Selbstvertrauen: Denn je länger sie einsam sind, desto sicherer ist sie sich der Stärke ihrer magischen Kraft. Und nebenbei innigt ihr Wohlgefühl und ihre Liebe füreinander.

So es dämmt, schlafen sie im Feld, am Bauch eines Felsens oder im Wurzelgeflecht eines am Bach wachsenden Baumriesens. Sie lauschen den natürlichen Klängen, den Tierrufen, dem Wind und Gewitter, und können sich an nichts Friedfertigeres erinnern. Am siebten Tage endlich, da der eine von ihnen ihr Ziel beinahe vergessen, die andere das Ziel um so dringlicher erreichen mag, gelangen

sie an den Fuß eines Berges. Der Götter Wille muß dies gewesen sein, denn es führt kein Weg daran vorbei: Zu beiden Seiten wird der ohnehin mühsame Pfad durch tiefe Spalten beschränkt, während sie voraus ein freies Feld erkennen können, sofern sie den Koloß zu besteigen gewillt sind. Tyreus weist darauf hin, daß man in diesem Falle eines weiten Blickes in alle Himmelsrichtungen gewiß wäre. Und so beginnen sie den Aufstieg.

Der Schuttfuß läßt sich noch leicht bezwingen, doch bald stehen sie an haushohen, flechtenverkrusteten Felsfronten, und müssen dutzendmal neue Pfade einschlagen, oftmals klettern, um voranzukommen. Der Mühsal steht gegenüber, daß sie an den Hängen zahlreiche Beerensträucher auffinden, unberührte Pilze, Vogeleier der brütenden Gebirgsvögel, und frisches Wasser, das die Grate herabrinnt.

Mit der Zeit bemerkt Tyreus, daß zwar die Steigung abgenommen hat, das Atmen jedoch geringfügig schwerer fällt, so als habe man einen Mehlsack auf die Brust gebunden. Der Tag ist beinahe verstrichen, und so suchen sie sich einen trittfesten Winkel, den sie mit trockenen Hölzern gegen den steifen Höhenwind verbarrikadieren. Als bald liegen sie eng beieinander und wärmen sich. Für ein Feuer ist kaum Platz, und ohnehin hat sie der Aufstieg arg aufgeheizt. So naschen sie Früchte und lauschen der ungetümen, langsam abdunkelnden Welt.

Inmitten der Nacht erwacht Tyreus aus einem beunruhigenden Traum, der ihn noch eine Weile beschäftigen will. Träume wie diese, weiß er, enthalten Botschaften; sie igno-

rierend abzutun wäre töricht, und ergründe man nicht wenigstens ihre Aussage durch bloßes Denken, zeuge das von wenig Weisheit. Im Moment des Erwachens erinnert er sich gut an die Einzelheiten, so wie es ihm immer schon einfach gefallen ist. Nun aber, da er in der Fremde einer Bergflanke erwacht, in den Armen eine schlafende Schöne, die er kaum mehr Tage kennt, als er Finger an den Händen hat, da ist ihm der Traum wie die Wirklichkeit, und das vor ihm Liegende – der Schlafplatz, die Aussicht, die Geräusche, die Ungewißheit ihrer Leben – wie der Traum selbst. Für einen kurzen Moment fällt ihm das Unterscheiden schwer, sodaß er sich in die Füße kneift, einige Male tief atmet und riecht, den Mond anblinzelt, nur um gewiß zu sein, was denn wahr sey.

Ist nicht herzlich anzunehmen – sein Geschenk? Tyreus besinnt sich, ob es ihm anderswo lieber wäre, oder in anderer Gesellschaft. Wirf dahin!, ihm fällt nichts ein. Vielleicht ist ihm gar nicht fremd zumute, wie er glaubt; vielleicht ist die junge Frau in seinen Armen die manifestierte Heimat, die er stets gesucht, nie erreicht hat! Indem er ihr schlafendes Gesicht beschaut, versucht er diese Annahme zu bestätigen.

»Wohin werden wir kommen?« flüstert er ihr so leise zu, daß ein Nebenstehender kaum eine Silbe verstanden haben kann. Er lächelt und beobachtet ihre eines Schlafenden gewöhnliche Regungen mit Wohlgefallen. »Müssen wir wirklich zurück?« ergänzt er ebenfalls flüsternd, und weiter: »Ich bin so ruhelos!«, woraufhin er unterbricht.

Sein Herz schlägt auf, und er seufzt so schwer, wie ihm das Atmen fällt. Ob er sie wird beschützen können? Ob er sie auffängt, wenn sie ihren Vater verraten und getötet

finden? Was ihn betrifft, so kann ihn wohl nichts treffen, dessen er nicht schon einmal schmerzlich erfahren hat. Selbst seine kurzzeitige Festsetzung im Kerker erschien ihm jetzt kaum bemerkenswerter als ein gewöhnlicher Tag in Prinms wundersamer Weite. Doch durch sie, erkennt er, wird er verletzlich und scheu. Wo er sich zuvor frei bewegt und in jedem Dorf hat blicken lassen, ist nun alles anders: Er hat für sich und sie zu sorgen, nicht länger für sein eigenes Befinden. Sie müssen sich anders kleiden, reden und auftreten, wenn sie in der Nähe der Städte verbleiben wollen. So vieles wird anders für sie sein.

Und dann sieht er sich selbst am Scheideweg stehen; ja!, er sieht sein Spiegelbild an einem Wegkreuz verharren, das den Weg in zwei Richtungen teilt. Der eine Weg wurde gerade beschrieben, der andere führt in die Vergangenheit: Dem alleinigen Leben, vereinsamt, ärmlich, namenlos für alle Welt. Er muß nur weit fort von hier gehen, und Lerke zurücklassen. Er könnte gleich jetzt aufbrechen, noch in dieser Nacht! Lerke würde ihm niemals folgen können! Er könnte sich verkriechen, für eine Weile, in den Wäldern, und immer weiter nach Westen gehen, vielleicht in Richtung der Unbeherrschten Berge? Er müsse sich nur dazu entschließen, und seine Flucht wäre vollkommen. Allein seine Ehre bliebe zurück, und eine schattige und sehr traurige Erinnerung in Lerkes Kopf.

Nun schämt er sich für diesen feigen Gedanken, der doch schon ausformuliert war wie ein Schlachtplan. Ihn zu vergessen fällt leicht, denn Lerke öffnet unmittelbar vor seinem sorgenvoll gerunzelten Gesicht die Augen.

»Ich werde Euch nicht verlassen!« flüstert er abermals und schaut dabei so ernst und hilflos, daß Lerke ihre Stirn

nachdenklich in Falten legt. Sie kann freilich unmöglich wissen, was er sich dabei denkt. Insgeheim jedoch weiß sie, daß sein Zugeständnis nicht ihrer Beruhigung gilt; ganz im Gegenteil: er beabsichtigt um seinetwillen bei ihr zu bleiben; um sich nicht erneut in der Weite des Lebens zu verirren, und um Herr über seine Ängste zu bleiben. Seine Angebetete ist so entzückt über diese Geste, daß sie es ihm irgendwann vergelten möchte.

»Wohin nun?« fragt sie mit sanften Augen, ohne sich abzuwenden.

»Es drängt mich nicht fort. — Das fällt leicht!« gibt er zu: »Denn in Eurer Nähe ist alles schön, geordnet und sorgfältig. Es ist gar sicher und still an Eurer Seite. Das brauche ich jetzt mehr denn zuvor.«

»Unsere Leben sind aus der Bahn geworfen, das sehe auch ich«, bekennt Lerke: »... vielleicht sogar verwirkt. Denn wer uns kennt und erkennt, der mag uns jagen, bis wir keinem friedlichen Platz mehr Ruhe nennen können.«

»Allein werden wir nicht überleben können, nicht wahr?«

Tyreus schüttelt behutsam den Kopf und schaut verlegen in die Ferne. Es scheint, als würde ihm eine Träne ins Auge steigen.

»Allein komme ich gut durch die Welt, ihre Abgründe, ihre Entbehrungen. Ich kann mich anfreunden mit der Düsternis und Einsamkeit, die die anderen abstößt. Aber einer so mächtigen Magierin wie Euch ... — was hätte ich der schon zu bieten?«

»Ihr ehrt mich mit Euren Worten, und sprecht Euch selbst herab?!« empört Lerke: »In meinen Augen seid Ihr der von unbegrenzter Macht und ich stets ein Schüler in Eurem Schatten!«

»Welche Macht nützt mir das Wissen des Buchs, dessen Inhalt ich selbst nicht lesen und verstehen kann? Kein Muskel an meinem Körper, kein Mut in meinem Herzen kann jene überwältigende Kraft übertreffen, die das Lesen und Schreiben, das Verstehen und Hinterfragen uns Menschengeschlecht übergibt! Erst diese Eigenheiten lassen uns die Welt formen, nach unserem Willen, und unseren Mißlichkeiten! — Freilich können wir bar der Gewaltenteilung streiten: Wer mehr Macht besäße und so fort. Doch das gleicht dem einfältigen Prahlen mit der Anzahl seiner Soldaten und Schiffe. Eine zersetzende Angewohnheit, die wir der herrschenden Kaste überlassen wollen, so sie uns einfaches Volk in Frieden damit lasse!«

Und so erregt erhebt er sich und verschnürt seine Dinge.

Ein Schädel schlägt um, da erklimmen sie die letzte Anhöhe und blicken herab auf ein Gipfelbecken. Das meint eine weitgehend ebene Landschaft, nur an den Flanken hügelartig ansteigend, und ringsum eingefaßt von Steilwänden, die in schroffe Grate übergehen, die pfeilartig in den Himmel ragen. Derselbe zieht gerade zu, die Wolken türmen sich bedrohlich zu dunkelblauen Schatten auf. Obschon es bald regnen wird, scheinen noch immer einige Sonnenstrahlen herab auf die Mitte des nur unvollständig bewaldeten Beckens — denn dort liegt ein See.

Die Wanderer suchen und schauen immer wieder nach einem Weg zum Ufer, jedoch scheint es keinen zu geben. Vorsichtig und langsam bewegen sie sich entlang des Beckenrandes, haben es beinahe zu einem Drittel umrundet, und

staunen unablässig über die verdächtig künstlich wirkende Unzugänglichkeit des Gewässers. An ihm wäre auch nichts Erwähnenswertes, gäbe es nicht eine Insel inmitten des Sees, und darauf ein altes Gemäuer!

Nun gut, denkt Tyreus, manch' einer mag sich hierher zurückgezogen haben. Nur wundert es ihn, daß kein Weg zur Insel hin und zurückzuführen scheint: Nirgendwo kann er einen Landungssteg am Ufer ausmachen, mehr noch, es gibt ja nicht einmal einen Pfad zum Ufer hinab! Würde er an dieser und jeder anderen beliebigen Stelle einen Stein in die Tiefen werfen — er brauchte ein oder zwei Atemzüge, ehe er in das randnahe Wasser fiel! Steil ist die Wand, und gut mit Grünzeug überzogen, daß man wenig sieht und ständig achtgeben muß, wohin der nächste Schritt gesetzt werde. Nicht selten halten Tyreus und Lerke einander an den Händen, sich gegenseitig Halt und Sicherheit zu geben.

»Wo es doch keinen Steg und kein Boot gibt«, bemerkt Lerke verblüfft: »Woher kommt dann der Stein, aus dem das Gemäuer hergestellt?«

Und richtig, jetzt fällt es auch Tyreus auf: Die Burg – vielleicht nur eine Ruine derselben, das kann man auf diese Entfernung nicht erkennen – scheint aus hellen, beinahe elfenbeinweißen Steinen erbaut. Doch der Stein des Gebirges, auf dem sie klettern, ist grau und rot. Keine Stelle, die sie bislang übertreten haben, kann Mutter dieses Bausteins sein.

In einer Welt, in der die Magie allgegenwärtig ist, erscheinen absonderliche Beobachtungen wie diese – und auch deren Erklärung – leicht. Gab es dereinst einen Magier, der sich seinen Wunsch nach Einsamkeit durch Herbeizaubern von See, Insel und Burg erfüllte?

Trotz allem ist dieser Anblick beeindruckend, so oft sie das Gebäude auch betrachten: Der See selbst bedeckt beinahe den gesamten Gipfelkessel, die Insel darin liegt auffällig mittig, wie das Schwarz einer Zielscheibe, und wohl auch nicht größer als dieser Schußpunkt gegenüber der gesamten Scheibe mißt. Noch einmal halb so groß ist das Gemäuer; man muß Gemäuer sagen, denn einer der Türme ist eingefallen und das Dach des Haupthauses löchrig. Dieser wenigstens aus drei Stockwerken bestehende Bau zeigt einen spitzen Giebel und mehrere Reihen Fenster an allen Seiten. Vorne, den Wanderern zugerichtet, läßt sich ein Tor ausmachen, an das beidseitig eine Mauer anschließt. An den Ecken stehen Türme. Keine Standarte weht auf den Dächern, kein Anzeichen gibt einen Hinweis auf mögliche Bewohner. Nicht einmal vom Ufer der Insel scheint ein Pfad zum großen Tor zu führen. Wie soll man ein Gebäude dieser Größe nur unterhalten, wenn sich keine Erzeugnisse, keine Baumaterialien, keine Waffen, kein Frischwasser anliefern lassen? Woher kommt die Belegschaft? Diener, Kämmerer, Stallmeister, Wachmannschaften müßten ja zu ihrem Arbeitsplatz gelangen, wenn sie nicht für alle Ewigkeit auf diese Insel verdammt worden sind! Ein wahrhaft gespenstischer Anblick, umso mehr, da die erwähnten Gewitterwolken sich nun hinter dem Eiland sammeln und über der Ruine aufsteigen, langsam und unaufhaltsam den Kessel füllend, in den unsere Helden so mutlos starren.

Tyreus nimmt Lerke bei der Hand. Eilig beschließen sie, sich in einer Felsnische einen Unterschlupf zu suchen, den

Regenguß abzuwarten, ohne mit seiner Hilfe vom Gipfel gestoßen zu werden. Sie huschen durch das Unterholz, und finden bald einen flachen Überhang, nicht sehr tief und deckend, aber immerhin vor herumfliegendem Geäst schützend. Dort kauern sie nebeneinander, sichern ihre Dinge und warten ab, bis der Wind aufbraust.

Den ganzen Nachmittag und Abend heult der Sturm, Regen und eisiger Wind schießen auf sie nieder. Ein Feuer zu entflammen ist unmöglich; einen anderen Unterschlupf zu suchen, wäre Wahnsinn. Immer wieder wechseln sie ab, wessen Rücken dem dringlichen Wind am nächsten stehe, daß des anderen Leib sich ausruhe und wärme. Jacken und Taschen müssen sie fest umklammert halten, und würden sie einander nicht umschlingen, sie flögen wie Laub davon!

Es mutmaßt leicht zu behaupten, die beiden seien in Angst erstarrt, und beteten für ihr Weiterleben. Tatsächlich erkennen sie den ungelegenen Platz, das Durcheinander, die peitschende Nässe. Und obwohl sie des anderen Wort nicht verstünden, selbst wenn es geschrien würde, zwinkern sie einander zu, fegen des anderen Haare aus dem Gesicht, reiben Rücken und Schultern, daß sie nicht erschlaffen. Sie wissen, daß sie bis auf die Haut durchtränkt sind, der Inhalt ihrer Taschen ebenso verdorben. — Jedoch, es schert sie wenig.

Ihr Hab aufzählen vermögen sie in Kürze, gar in einem einzigen Satz. Nichts von dem, das sie bei sich tragen, hat diese Bedeutung, sie zu nennen wert wäre. Die Kleidung wird trocknen, wie sich Tyreus an andere Unwetter erinnert. Schuhe, Hosen, Jacken, all das wird mit ein wenig Sonnenschein genauso trocken sein wie zuvor. Was zerschissen ist, wird geflickt. Verdorbenes Essen wird neu gesammelt oder

eingetauscht. Kleine Schnitte und Blessuren werden heilen. Ruhe zum Schlafen findet sich alle Tage, wenn auch nicht in dieser Nacht, dann in der folgenden.

Und so selbstsicher Tyreus das bedenkt, desto mehr Vertrauen gewinnt auch Lerke, die bislang sehr unstet ihr Leben bestritten hat. Wie weit hofft eine so junge Frau schon, die ihre Kindheit und Jugend in Vaters Werkstatt und einige Lehrjahre bei Meister Vern zugebracht hat? Weiß ein so junger Mensch wirklich, wohin er gehen will? Auf welchem Wege, mit welchen Mitteln er sein Schicksal zu erfüllen hat? Ist nicht derjenige von größerer Erfahrung beseelt, der die Welt gesehen und durchwandert hat? Der die Dialekte und Bräuche der Menschen, denen er hier und da begegnet, versteht? Der mit jedem Tag, an der er Neues sieht und neue Dinge lernt, sich der Möglichkeit offeriert sieht, das Vertrauen und den eigenen Glauben neu zu bewerten? Welcher Vergleich bliebe denn dem Gebundenen? Demjenigen, der nie seine Mauern verläßt und doch die Absichten seines Gottes deutet und verkündet? Tyreus erscheint das so widersinnig, als gebe man einem Kind einen Glauben auf den Lebensweg, aus jenem Grunde allein, da die Familie diesen Glauben teilt. Das Kind aber wird nichts hinterfragen; es wird tun und fürchten, was man es lehrt. Das Bekannte zu hinterfragen – und das ist Tyreus schon immer bedeutsam – ist die einzige Weiche zwischen dem Tierischen und dem wahren Sinn des Menschseins. Und wie der Wind nachläßt, da wird auch Lerke diesem Gedanken immer heimischer. Nur eines Sturms bedurfte es zu dieser Wandlung.

Sobald es sicher zu gehen ist, verlassen sie den Gipfel und folgen einem steilen und gefährlichen Pfad auf der anderen Bergflanke hinab in das dahinterliegende Tal. Noch

ist der Himmel zu bedeckt, um in die Ferne zu schweifen; noch bewegen sie sich, wie so oft, ins Unbekannte – doch geläutert und zufrieden.

Einen festen Tritt erreicht, legen sie die nasse Kleidung ab und entzünden nach zahlreichen Versuchen ein kleines Feuer. Nun lagern sie am Fuß einer Höhle, zu klein, um sie zu betreten, doch von dicken, windabweisenden Stämmen umwachsen. Von Müdigkeit geplagt, schlafen sie so schnell ein, daß das vernachlässigte Feuer unbemerkt verlischt, noch bevor die erste Eule ruft.

Kapitel 9

Vor Kälte bibbernd erwachen sie in frühen Morgenstunden und vernehmen das ferne Geläut eines Kirchturms. Es ist jener regelmäßige, aufdringliche Klang, der gleichermaßen Hoffnung wie Ängste erwecken kann. Beide sehen sich mit müden Augen an und wissen nichts zu sagen. Der Glockenschlag kann nur bedeuten, daß ein Dorf in der Nähe sey — und ist es nicht das, was sie wollen? Die Rückkehr in den besiedelten Teil der Welt, und sey es auch nur zu jenem Zwecke, nach dem Weg zu fragen?

Lerke will eifrig aufspringen, doch Tyreus ist unbehaglich zumute. Genau genommen wünscht er sich nicht die Rückkehr irgendwohin. Er bevorzugt das Wurzellose, wohl, weil er damit seit Kindertagen vertraut ist. Sein Zögern bleibt ihr nicht unbemerkt.

»Ich erkenne diesen Gedanken!« sagt sie: »Jedes Haar an Euch spricht Verbitterung.«

Tyreus schaut beschämt zu Boden und knöpft sich den

Kragen hoch, soweit es die Lumpen zulassen. Ihm eigen ist der Wunsch nach unbegrenzter Freiheit — und wenn er niemals wieder einem Menschen begegnen sollte, so könne er sich damit abfinden. Nur einem mag er ebensowenig im Wege stehen, das ist Lerkes Wohlsein. Und wenn sie sich nach Vater sehnt, wer kann es ihr verdenken?

Lerke kniet zu ihm nieder und nimmt seine Hände: »Was soll aus uns nur werden, Tyreus? Wir können doch nicht ewig in den Wäldern hausen! Nicht einmal Ihr! Wo es uns hinzieht, dahin will ich gerne folgen. Ob die Magie an mir haftenbleibt oder nicht. Und wenn Ihr den Inhalt des Buches vergessen mögt, dann ist das umso besser. Es wird uns ohnehin allein Gefahren und Unehre einbringen. Wollt' nicht auch Ihr seßhaft sein, an einem abgelegenen Ort? Beides kann die Wirklichkeit Euch bieten: Ein abgelegenes Heim in einem abgelegenen Teil der Welt. Die ewige Flucht wird uns dagegen nichts als Mühsal sein!«

Tyreus späht schweigend zurück auf den Berg.

»Ja, richtig!« ertönt Lerke lauter, seinen Blick deutend: »Die Inselruine mag dem Gesagten Beispiel sein! Einschließen sollt Ihr Euch mit mir an so einem Ort: Vergessen und tot, wie er ist, in einer absonderlichen Welt gefangen, aus der wir nicht entrinnen können! — Und wenn wir es durch Schicklichkeit und ehrenhaftes Tun doch könnten? Bleiben wir beisammen, einverstanden? Aber auf andere Weise, als Ihr glaubt, das Glück sich finden ließe!«

Unbefangen will er sich ergeben und seufzt. Er ist es also, der vorschlägt, in jenem Dorf nach dem Weg zu fragen; daß er beide nach Nalma führe, wo Lerke ihren Vater treffen kann. Und was auch immer mit ihnen bis dorthin geschehe, es möge beiden geschehen in der Gewißheit, das unerwar-

tet Richtige getan zu haben. Aus Vorsicht soll Lerke, die gemeinhin nicht als Flüchtige gilt, die Vorhut sein. Und während sie sich im Dorf umhört, will Tyreus geduldig am Lager warten.

So tun sie wie beschlossen, und nach einem geraumen Fußweg, den Lerke in Richtung des Glockenspiels eingeschlagen hat, erreicht sie hinter einem Hügel, auf dem Hirse angepflanzt worden ist, die Ausläufer einer dörflichen Gemeinde.

Gerade dämmt es zur Nacht, und es nieselt. Langsam weicht der Weg auf und jede schlammige Pfütze verbreitert sich zu einem Teich, den zu umsteigen immer mehr Wagnis erfordert. Schlecht ist die Sicht, und als sie endlich nahe den Häusern ist, erkennt sie keinen einzigen geöffneten Fensterladen. Gleichmäßig prasselt der nun verstärkte Regen auf die mit Ries gedeckten Dächer und sammelt sich in Tonnen und Rinnsalen, die das gesamte Dorf umspülen. Sie lauscht in die Dunkelheit, doch erkennt kein Leben, wenschon sie Pferdelaute vernimmt.

Plötzlich wird sie eines einschüchternden Pfahles gewahr, dessen Ende zu einem Doppelgalgen gezimmert worden ist. An beiden Enden, rechts und links vom Pfahl, hängt ein Toter, der eine im besseren Zustand als der andere. Sie verbindet die gleiche Kleidung, das sind die Reste eines Waffenrocks, der sie als Soldaten derselben Armee kennzeichnet. Der Armee Nalmas.

»Dann hat der Krieg bereits diese Einöde erreicht!« murmelt sie und schaut nur gebannt auf die Gehängten, wahr-

scheinlich Marodeure. Der Krieg zieht diese unsäglichen Gesellen an, ebenso wie er sie erschafft.

In den letzten Tagen hat sie von Tyreus gelernt, das Auge darauf zu konditionieren, in jedem noch so gering erscheinenden Objekt etwas Wertvolles zu sehen; etwas, das sich sammeln oder anders verwerten ließe. Denn so geht man durch die Wildnis: Bald springt das Auge die grellen Farben der Pilze und Beeren an, obwohl sie genauso unsichtbar sind wie alles Braune und Grüne, das dem Waldboden aufliegt. Bald lernt das Auge zu erkennen, unter welcher Borke Nahrung steckt, und welches Holz sich zum Feuermachen eignet. Bald lernt das Auge mit einem Blick zu erkennen, ob es die Mühe lohnt, sich danach zu bücken oder zu recken. Ganz bemerkenswert ist, daß sie unter seiner Begleitung ihr bereits umfangreiches Wissen über alchemistisch oder naturheilkundig nutzbare Pflanzen noch immer erweitern kann. Kräuter, vor deren Giftwirkung sie von Vern gewarnt wurde, sind in Tyreus' Augen nutzbare Arznei. So bringt ein leuchtend rotes Kraut das Herz zum Rasen, von nur kurzer, nicht einmal andauernder Wirkung, das ihnen beim Aufstieg auf Anhöhen das Atmen erleichtert. Ein anderes Kraut hemmt den Hunger für immerhin einen halben Tag, ohne daß sich eine sonst schädigende Auswirkung erkennen ließe. Beide Kräuter stehen in keinem von Meister Verns Folianten; doch sie sind Teil der Natur, und in diesem Teil ist Tyreus aufgewachsen.

Und so will Lerke auch erst instinktiv nach dem Leichnam greifen, denn seine Taschen könnten ja etwas Brauchbares enthalten. Erschrocken läßt sie davon ab, nicht nur, weil es ihrem Auftrag undienlich wäre. Stattdessen sieht sie sich um und erkennt, soweit es ihr von nassen Haaren

verdecktes Gesicht ermöglicht, eine brennende Laterne am Eingang eines Hauses. Sie ist sicher, daß das Haus bei ihrer Ankunft noch nicht erleuchtet gewesen ist.

Zauderlich nähert sie sich der Tür und klopft an. Noch immer prasselt der kalte Regen, als seien Himmel und Meer vertauscht.

Tyreus findet derweil keinen trockenen Moment. Bereits in der Nacht nach Lerkes Aufbruch ereignet sich ein allgegenwärtiger Regenschwall, daß man meint, in einem Bachbett zu liegen und von allen Seiten umspült zu werden. Dem Wartenden bleibt nichts anderes zu tun, als sich einen sicheren Platz zu suchen, an dem er es eine Weile aushalten kann. Selbst das Zurechtschneiden und Stapeln von Ästen und Zweigen, um ihm ein Dach zu sein, liegt fern seiner Möglichkeiten. Er hofft, daß wenigstens Lerke gut untergekommen ist.

Am Abend endlich – noch immer ist der Himmel wie von dunklen Regenwolken bemalt – raschelt es im Gebüsch. Lerke tritt hervor, und glücklich fallen sie einander in die Arme. Sogleich wünscht Tyreus jede Neuigkeit zu erfahren, auch wenn er ihr keinen ruhigen, trockenen Unterschlupf bieten kann.

»Man meint, in diesem Land hinter dem Berg regne es ständig!« grämt es ihn.

»Das Land heißt Barimdor«, korrigiert ihn Lerke: »Ein weitgehend unbewohnter Landstrich nördlich des Großen Forstes von Altmarsch.«

Sie berichtet, daß man Fremden gegenüber vorsichtig sey, da das Dorf nicht selten von Räuberbanden geplündert

werde, ganz besonders jetzt, wo Krieg herrscht und eine große Schlacht in der Nähe stattfinden soll. Wie so oft sind die einsam Lebenden zu einer verlässlichen Auskunft nicht imstande.

»Ja, wissen sie denn, wo die großen Städte Vuug und Nalma liegen?«

Auch das, ergänzt Lerke mit müden Worten, ist mehr rätselhaft denn sicher beschrieben: Die Händler mit den seltenen Waren kommen stets aus Osten, während aus allen anderen Himmelsrichtungen nur Besucher einkehren, die dörfliche Waren zum Tauschen anbieten.

»Dann also nach Osten!« faßt es Tyreus zusammen und drängt zum Aufbruch. Selbst ihm, dem das Wetter sonst nichts ausmacht, ist der Regen nun genug.

Sie sey herzlich empfangen worden, schwärmt sie kurz nach dem Aufbruch, durfte teilhaben an der abendlichen Mahlzeit mit der Familie, und fand Obdach für die Nacht. Ein Bett wurde ihr freigemacht, indem zwei der Familienkinder in einem Nachtlager zusammenrückten. Sogar etwas Proviant habe man ihr mitgegeben, und dafür hatte sie nichts weiter zu erübrigen als das Erzählen einer Geschichte — vom andersartigen, aufregenden Leben in einer großen Stadt; von Freunden und Familie, und ihren Zielen. Freilich erwähnte sie ihre magischen Kräfte in keiner Andeutung, schon gar nicht, in wessen Begleitung sie sich in den Wäldern außerhalb des Dorfes verirrt habe. Nach all dem frug auch niemand. Und wie sie ihre Schilderungen mit einigen Taschenspielertricks abrundete, da war es, als sey in der Familie Dasein das interessanteste Wesen seit Ewigkeiten getreten.

»Zuletzt mahnte man mich«, erzählt Lerke, »meinen Weg

eilig fortzusetzen, und mein Ziel, wo immer das liegen kann, ohne Verzögerung zu erreichen. Denn der andauernde Regen verkünde eine wohlbekannte Jahreszeit in diesem Land: Einen Winter, so streng, daß man glaube, der folgende übertreffe den vorangegangenen mit der Gewißheit von Tag und Nacht.«

Kapitel 10

Keine zwei Tage vergehen, da hat sich der Regen in Schnee gewandelt, und ebenso unablässig, wie der Regen die Welt in einen Sumpf umzuformen drohte, bedeckt nun ein Kristallweiß alles nur sichtbare Gestein und Gesträuch, Wege und Bäche, Hügel und Täler. Fortan suchen sich die ununterbrochen frierenden Wanderer ihr Nachtlager am Fuß einer großen Tanne, dessen Schürze meist ein darunterliegendes, trockenes Plätzchen gewährt.

Wie jedermann, der von einer Naturgewalt überrascht wird, fürchten auch Tyreus und Lerke um ihr Leben. In Prinn ist es leicht zu sterben und niemals gefunden zu werden. Und nur selten schert man sich um das Schicksal eines Vermißten, wenn man aus Lebenserfahrung weiß, daß man in einer Welt lebt, dessen Größe niemand zu beschreiben imstande ist. Wenige Gelehrte haben es versucht, aber die wollten auch die Sterne zählen.

Bei dem elenden Bild einer frierenden und hungernden Magierin mit Fähigkeiten zur Versetzung sowie eines Naturkenners, der das Wissen eines verzauberten Buches in sich trägt, drängt sich freilich die Frage auf, weshalb man nicht von jener Macht Gebrauch mache, die ihnen so leichtfertig

auszuspielen möglich ist. Fürwahr, es ist die Angst vor dem Ungewissen: Wer kann die Folgen nennen, wenn Tyreus irgendein Symbol aus seinem Gedächtnis in den Schnee kritzelt und Lerke es vorliest? Vielleicht brennt sogleich der Wald, oder der Mond fällt vom Himmel? Sie erkennen bald, wie unnütz dieses Wissen ist, wenn man es nicht versteht. Selbst Lerke spricht nur die Silben, ohne deren Bedeutung zu kennen.

Was Lerke betrifft: Jederzeit könnte sie sich durch eine Mauer verlegen, wenn es in dieser winterlichen Einöde nur eine gäbe. Und wenn sie sich abermals küssen würden und an einen Ort wie Nalma denken? — Auch darüber haben sie mit bibbernden Stimmen beraten, und konnten keine Entscheidung festsetzen. Ein Versatz von solch gewaltiger Entfernung, wie er bei der Flucht aus dem Gefängnisturm erfolgt ist, war für Lerke ebenso außergewöhnlich wie für Tyreus der Raumwechsel selbst. Wenn sie es also versuchen würden, wo läge ihr Ziel? Würden sie erwachen auf dem Gipfel eines Berges?, in einer Höhle?, viele Jahre von zu Hause entfernt? Würde es sie auf eine Insel verschlagen, von der es kein Entkommen gibt? Daß sie also einen Platz im Irgendwo erreichen, dafür stehen die Chancen gut. Und so bleibt man bei Altbewährtem: Schuhwerk und Geduld.

Nicht lange währt ihre Pause; ein Schneesturm zieht auf. Die tanzenden Kristallflocken verdichten sich und hüllen das Land in eine nebelartige Verdunklung, die nur aus Kälte und beißendem Wind besteht. Trostlos blicken die beiden Reisenden auf ihren fernen Weg, dessen Ende nicht abzuschätzen ist. Wie vereinbart, gehen sie nach Osten, in der Hoffnung, auf eine weitere zivilisierte Oase zu treffen; einen Unterschlupf, an dem sich der Wintereinbruch abwarten

ließe, wenigstens bis ihre Kleider und Schuhe getrocknet und geflickt sind; wenigstens, bis ihre Mägen gefüllt und ihre Tapferkeit zurückgekehrt ist.

Am nächsten Tag ist der Proviant verzehrt. Lerke liest die letzten Brotkrümel aus der Tasche und verschlingt gierig den Inhalt ihrer Handmulde. Auch der Durst ist plagend, denn in diesem Landstrich fließt kein Bach, hat sich nie ein See gesammelt. Tyreus hält Ausschau nach Fußspuren von Wild, und weiß doch, daß er es ohne Bogen nicht wird erlegen können. Für das Fallenstellen ist es zu kalt. Ein Fischspeer ließe sich anfertigen, aber wer wollte sich schon unbeweglich wartend ins kalte Wasser stellen — sofern es denn ein Wasser gäbe —, wo Finger und Zehen kaum noch zu spüren sind? Wie es mit ihnen zu Ende geht, das spürt der Körper als erstes, anschließend der Geist.

Hart vereist ist das Land; die sammelbare Wegzehrung unsichtbar verhüllt unter Schnee, oder erfroren. Das Leben scheint verschwunden, und es wird höchste Zeit, dem endlosen Frost zu entkommen. Also bewegen sich ihre Glieder doch mit unerwarteter Eifrigkeit, denn es gilt zu entkommen, und zu überleben.

Weitere drei Nächte müssen verstreichen, bis sie etwas sehen, das ihnen Hoffnung gibt, gleichwohl das Motiv selbst wenig Hoffnung gebietet: Vor ihnen liegt ein brennendes Dorf. Sein Elend kündigt sich schon auf große Entfernung durch Rauchfahnen und den üblicherweise unangenehmen Verbrennungsgeruch an. Diese Eindrücke durchdringen sogar die gefrorenen Nasen, die in den letzten Tagen kaum etwas gerochen haben.

Je näher sie kommen, desto deutlicher lassen sich die Brandherde ausmachen. Bald besteht kein Zweifel: Annähernd zwei Dutzend strohbedeckte Hütten brennen lichterloh, Vieh und Menschen rennen panisch umher; Schreie dringen durch die weiße Nacht. Es sind hauptsächlich Rufe nach Namen: solche von Vermißten, solche von Kriegsbrüdern, die Waffen zu ordnen und Schwerter zu ziehen. Offenbar ist der Angriff noch nicht lange her und kam überraschend für die Dorfbewohner. Die versuchen sich nun zu organisieren und zu retten, was zu retten ist. Von den Aggressoren selbst ist nichts zu sehen.

Schon aus letztgenanntem Grund wagen sich Tyreus und Lerke, denen die aufrechte Haltung bereits schwerfällt, nur zauderlich heran. Zur Gänze entkräftet, schlaflos, von beißendem Hunger gequält, stinkend und zerlumpt, mit Schnitten, Quetschungen und Erfrierungen an Füßen und Beinen, mit kaltsteifen Fingern, runzeliger Haut an Gesicht und Leib, das Haar erschlafft und ausgebleichen wie ihre Wirte — so halten sie Stellung in der Landschaft, bestmöglich unauffällig, so es ihre jämmerliche Gestalt im schneeweißen Winterbild möglich macht. Sie warten und beobachten.

Endlich legt sich die Unruhe. Eine Gruppe von Männern ist augenscheinlich in die entgegengesetzte Richtung aufgebrochen, bewaffnet mit Speeren und Schilden, mit Kampfgebrüll, so als verfolgten sie ihre entführten Frauen und Töchter. Nachdem sie die brennenden Ruinen hinter sich gelassen haben, regt sich dort nichts mehr. Einige Schafe irren umher, einige Kühe sammeln sich an einem Hain und wissen nicht weiter. Hühner, Gänsevieh und was sich sonst noch in jedem Dorf dieser Zeit finden und schlachten läßt, kreischt herum, immerwährend auf der Suche nach ihrem

zerdroschenen oder zu Asche verkohlten Stall. Es wird still, als die Nacht hereinbricht. Nun endlich wollen unsere Helden das Näherkommen wagen.

Auf den Wegen, die die Häuser und Ställe miteinander verbinden, liegen ungezählte Leichen. Tote, die nach Alter und Geschlecht keine Sortierung erfahren haben. Niedergeworfene, grausam abgeschlachtet, als habe ein Fuchs im Hühnerstall gewütet. In Ekel und Abscheu wenden sie sich von ihnen ab, selbst das vermag der hungrigste Gesell' zu tun.

Instinktiv wie Motten schleichen sie auf ein noch glimmendes Gebäude zu, stehen eine Weile davor und halten ihre Glieder in die Hitze. Gleichwohl ihnen das guttut, sind sie angesichts des Schlachtfelds beschämt. Schließlich werden sie auf eine Hütte aufmerksam, deren Dach zwar angesteckt worden war; das Feuer jedoch der einsetzende Regen verlöschen ließ. Und so ist dies das letzte noch erhaltene Obdach im Ort.

»Bei Yptu!« fährt Lerke erschrocken hervor, sogleich sie das Haus betritt. Dort liegt am Boden der Küche, inmitten von herumgeworfenem Geschirr und Gemüse der tote Leib einer jungen Frau, von einem Speer durchstoßen und sich im Totenkampf schützend über ein Kind gebeugt. Das kleine Mädchen ist ebenfalls tot, mehr noch, zum Zeitpunkt ihrer Mutter Ableben muß die Kleine noch gelebt zu haben, wurde dann von der Sterbenden eingeklemmt und versuchte sich anschließend zu befreien. Jedoch, die mütterliche Hand krallt sich dergestalt unbeirrbar in das Haar der Tochter, daß jene, im Versuch sich freizudrängeln, ihr langes

blondes Haar stellenweise ausriß. Im Ergebnis hat ihr das wenig geholfen – das grausige Denkmal blieb unverändert.

Lerke fällt schluchzend auf die Knie, Tyreus sucht etwas zum Bedecken, und legt schließlich das Tischtuch auf sie. Lerke greift den kindlichen Arm, der immer noch wärmer ist als ihr eigener, und spricht ein Gebet:

»Bei Herogg und Yptu«, murmelt sie mit geschlossenen Augen: »In Gegenwart der verstorbenen Geister mögen Ruhe und Befriedung einkehren. Nunmehr hat ausgedient die irdische Hülle, und für die Verstorbenen beginnt ein neues Dasein an einem Ort, den sie sich wünschen; von dem sie zu Lebzeiten geträumt haben. Möge ihre Reise von Erkenntnis und Erinnerung belebt sein, und ihr Warten auf Freunde und Familie nicht allzulang währen. Gute Reise.«

»Yptu?« flüstert Tyreus schüchtern.

Lerke erhebt sich vorsichtig, darauf bedacht, weder den Blick auf die Körper zu lösen noch das Tuch zu verrücken, wischt sich die Tränen aus dem Gesicht und setzt sich neben ihren Begleiter auf die Küchenbank.

»Yptu ist die Gottheit der Qualen und des Todes. Zu ihr betet man für die Beendigung eigenen Leidens. Oder man betet zu ihr für die Befreiung von Schmerzen eines geliebten Menschen.«

Tyreus reicht ihr ein Stück Brot, das er auf dem Boden fand und an dem er schon seit ihrem Gebet kaut. Lerke nimmt es uninteressiert entgegen und nagt daran, den Blick noch immer auf das durch den Speer aufgestellte Tischtuch gerichtet. Sie fürchtet sich davor, eines Tages ebenso enden zu müssen — herausgerissen aus der soeben noch ausgeführten Tätigkeit, und sey es nur das Schälen von Obst. Am schlimmsten jedoch wäre – noch vor dem Dahinsiechen

in vollkommener Verlassenheit – in jenem Moment weiterzuziehen, wenn ihr Liebstes vor ihren Augen sie begleiten muß. Das bedeute wahrlich keine Ehre!

Tyreus, den der Anblick des Toten und Todgeweihten weit weniger betrübt, sieht sich derweil weiter um und zieht Schubladen heraus, leise, als wolle er der Totenstille gedenken. Bald findet er ein Hemd, das dem Hausherrn, welches Schicksal ihm auch immer widerfahren sein mag, gehört haben muß. Sogleich tauscht er das Kleidungsstück mit dem durchnäßten Lumpen an seinem Leib. Auch Lerke faßt er bei der Hand, führt sie in die hintere Ecke des Zimmers und schließt die Tür, die er, angesichts ihrer Schäden, von innen verstellen muß. So verbringen sie die friedvollste Nacht seit langem, gleichwohl Lerke kein Auge zutun kann.

Am folgenden Morgen erwachen sie durch Gepolter an der Tür – jemand versucht in die Behausung einzudringen. Gerade will der aufgeschreckte Tyreus eine Drohgebärde ausrufen, da schlägt es die lächerliche Tür auch schon in ihre Einzelteile, und ein großer, doch hagerer Mann mit einer Axt in der Hand steht im Raum. Er trägt eine Uniform, ist also Soldat, oder, wie die Eingeschlossenen bald erkennen, ein Marodeur.

Tatsächlich sieht sich der noch keuchende Wilde genügsam um, keineswegs überrascht, Überlebende vorgefunden zu haben. Mehr noch, im Anblick der beiden jämmerlichen Gestalten, die dort ängstlich beisammen kauern, stößt er ein beherztes Lachen hervor, kehrt um und geht. Verwundert folgen sie ihm ins Freie, versichert, soeben mit dem Leben davongekommen zu sein.

Gerade steigt die Sonnenscheibe über die schneebefleckten Hügel. Es ist ein unerwartet würdevoller Anblick. So denkt wohl auch der fremde Eindringling, der sein Gesicht dem roten Licht mit ausgestreckten Armen zuwendet. Sonst scheint niemand in der Nähe zu sein, und so nähern sie sich ihm an.

»Ich möchte Euren Namen wissen!« bittet Lerke mit leisen Worten.

»Weshalb?« fragt der Fremde stur.

»Weil ich Euch nicht vergessen möchte.«

Jetzt erst kehrt sich der Krieger zu ihnen um und zeigt sich in ganzer Größe. Furchterregend sieht er aus: Sein Waffenrock von Blut überkrustet, die leichte Panzerung an Schultern und Hals verbeult und mit unzähligen Kerben, als habe er damit – anstelle eines Schildes – die gegnerischen Hiebe abgefangen. An seinem Gürtel baumelt eine leere Dolchscheide, und zu seinen Füßen – der eine Stiefel ist bis zur Sohle aufgerissen – ruht eine große Axt, die sie so unsanft aus dem Schlaf erweckt hatte. Jetzt, da sie genauer hinsehen, erscheint sein Gesicht noch liederlicher, die Kleidung noch abgetragener, der Körper noch gepeinigter als die ihren.

»Matrodoras hieß ich, als ich noch ein Mann von Ehre war. Heute bin ich nur noch ein Plünderer, ein weiterer Hund des Krieges.«

»So kommt ihr von einem Schlachtfeld her?« fragt Tyreus neugierig.

»Von einem großen sogar!« behauptet Matrodoras, teilweise stolz, teilweise verlegen, wohl weil er, so stolz er auch gewesen sein mag, aus seinem Truppenverband desertierte. Tyreus fragt nicht nach dem Grund für sein Fernbleiben

– er kennt diese Art Menschen gut, wenigstens hat er ausreichend von ihnen gehört, und ihre Freigiebigkeit beim Auslegen ihrer Pflicht ist sehr wohl nachzuvollziehen: Brutal sind diese Schlachten; die Überlebenden büßen nicht selten Augenlicht oder Gliedmaßen ein. So sie denn nicht für ihren Fronherrn ins Feld ziehen müssen, so tun sie es als schlecht besoldete Soldaten oder Söldner. Da ist der Entschluß leicht gefaßt, sich im Chaos des kriegsversehrten Hinterlandes als Plünderer zu bedienen. Nur mit der zuweilen lebenslangen Ziellosigkeit muß man sich abzufinden lernen. Tyreus, der selbst jahrelang der unnötigen Gefahr entgangen und sich mit den Freiheiten dieser weiten Welt verdingt hat, zeigt uneingeschränktes Verständnis, beinahe ein Gefühl von Kameradschaft unter Gesetzlosen, für den seltsamen Mann.

Tyreus erinnert sich an eine alte Soldatenlegende, von der er niemals glauben wollte, daß sie wahr sey. Demzufolge war dem so:

Zwei Herrscher, wie so oft durch eine Algarade⁴ zum Krieg berufen, konnten keine Heere in die Schlacht führen (oder entsenden). Denn man lebte in einer Zeit – fern der heutigen –, da zählte das Wesen des Einzelnen, und jeder Einzelne wog sich in solcher Selbstsicherheit, daß ihm freistand abzulehnen, was immer auch von ihm eingefordert wurde. Ja, jedermann ordnete sein Leben selbst und war nicht schüchtern, dem Mißfallendem zu widersprechen. So kam es, daß den andererseits verehrten Königen mit furchtloser Stimme zugerufen wurde: »Kämpfen wollt' Ihr? Dann kämpft! Doch ohne uns; unser Krieg ist das nicht!«

⁴grobe Beleidigung, Kränkung

Über Generationen verbreitete sich schließlich die Tradition, daß die Könige, aus Prahlerei verlegen, selbst auf dem verabredeten Schlachtfeld erschienen – in ihren schweren Prunkrüstungen, die nicht zum Kampf gemacht waren; mit juwelenbesetzten, zerbrechlichen Kriegswaffen; ja sogar im Gefolge ihrer Kinder und Geschwister, mit Ammen und Dienstboten, und jedem, der der Familienbande sonst ergeben war.

War die oftmals kurze Schlacht getan, begrub niemand die Toten, ehrte die Überlebenden oder strafte die Überläufer und Mutlosen. Es war ein Krieg der Gleichgültigkeit: Der König hat die Toten, und seien es seine Kinder, in einer bitteren Währung bezahlt, die er nur zu gut kennt.

Und heute kämpft das Volk ohne vorherige Besonnenheit. Gerne wird einer Idee, einem Ruf gefolgt, von dem man einfältige Verpflichtung oder Verbundenheit annimmt. Wäre des Menschen Torheit nicht über die Jahrhunderte gewachsen – es würden sich heute noch die Verantwortlichen, die, die es verdienen, mit Worten und Zeptern den Schädel einschlagen.

Doch war diese frühere Welt tatsächlich rücksichtsvoller oder weniger barbarisch als heute? Tyreus betrauert, daß der Mensch zwei Augen hat, die er nicht öffnen; einen Mund, den er vorrangig zum Lästern und Beschimpfen nutzen will. Ein zu arger Fluch!, denkt er, und er fügt sich ein in die Reihe der Geißeln der Menschheit: Das eine, daß der Mensch für eigene Verfehlungen gerne einen Sündenbock sucht; das Zweite, das ist des Menschen Befähigung zu Wertung und Vergleich: Wie zufrieden er auch sein mag, stets wird er für den versprochenen oder selbst erkannten Vorzug von etwas Neuem empfänglich bleiben. Tyreus ahnt, daß auch der

Fremde von unsteter Haltung getrieben sein könnte, und bittet ihn, nun, da er sich harmloser, gar vertrauenswürdiger anschickt, seine Geschichte vorzutragen.

»Nach einer jeden Schlacht«, schildert Matrodoras bereitwillig und stützt sich dabei auf die Axt: »wenn die Feuer erstickt und der Sterbenden Geschrei verstummt ist, gehörte es zu meinen Aufgaben, unbeschädigtes Kriegsgerät zu bergen. So ist es Tradition seit Anbeginn der Zeit, und ein jeder Menschenschlag durchwühlt das unübersichtliche Schlachtfeld nach allem, das ihm teuer ist: Die Frauen kommen jammernd in Scharen herbei, auf der Suche nach ihren Männern und Söhnen. Skrupellose und Händler plündern die leblosen Körper, und jeder einzelne verspricht Beute. Geistliche finden sich ein, um einen Segen für die Verstorbenen zu sprechen, auch wenn sie sich zuweilen nicht von den zuvor Genannten unterscheiden. Agenten halten Ausschau nach unbekannter Waffentechnik oder hochrangigen Soldaten, denen gelegentlich ein aufgezeichneter Schlachtenplan, Listen über Truppenstärke und so fort abzunehmen ist. Nun, meine Aufgabe war das Einsammeln der noch brauchbaren, weder zerbrochenen noch verbrannten Pfeile. Diese zog ich aus den Verlebten, aus Gliedern, Bäuchen, Schultern, Gesichtern ... und tauchte die blutige, stinkende Spitze in ein kleines Eimerchen mit Wasser, das ich bei mir trug. Doch schließlich geriet ich an einen Gesellen, der lebte noch.«

Tyreus und Lerke horchen, gefesselt von der Schilderung, auf. Matrodoras bemerkt ihr Interesse und schmückt seine Worte umso mehr.

»Ja, es ist wahr! So wie ich mich neben ihn kniete und berührte, zappelte sein Leib wie ein Fisch auf dem Trockenen! Das hielt mich nicht davon ab, den Pfeil, der ihm seitlich aus dem Bauch ragte, am Schaft zu packen und mit einem unbedachten Ruck herauszuziehen. Erst durch seinen marker-schütternden Schrei bedachte ich ihn wieder als Menschen und nicht mehr als Quell meiner Aufgabe. Nun, es war mir sogar ganz gleich, daß er als Soldat zur feindlichen Armee gehörte! Die Sterbenden jedenfalls verdienen keine Identität, und damit keine Bevorzugung oder Ablehnung.«

»Und wie seid Ihr fortgefahren? War er es, der Euch von der Armee desertieren ließ?« Tyreus fällt auf, daß Lerke sich um Anerkennung bemüht, das meint, sich vorgibt, als wisse sie, wovon sie rede. Doch Krieg und Tod, davon können nur die beiden Männer berichten.

»Mag sein, daß es ihr ernst damit ist!« bekennt Tyreus im Stillen: »Doch will sie sich ganzheitlich der Erforschung des Grausamen hingeben, bedarf es mehr als Magie, so beeindruckend ihre Gabe auch sey. Und ist es nicht jene Verblendung, die das Leben der Völker dieser Welt bestimmt? – Die einen, die barmherzig und besonnen leben, in der Überzeugung, daß es weder mehr bedarf noch mehr zu wissen gibt. Die anderen, die als Kriegsversehrte, Ausgestoßene, Heimatlose so vieles gesehen und erfahren mußten; die eine niemals tradierte Pein erdulden, deren Leben verwirrt und hoffnungslos ist, und die in Argwohn und Unverständnis auf die anderen schauen. Nicht, um sie sich als Vorbild zu halten, ihnen nachzueifern; sondern um instinktiv ihr Gegenpol zu sein, aus angeborener Ahnung heraus, nur das sey recht und unvermeidbar.«

Wie Matrodoras seine Geschichte fortsetzt, das soll von

einem Zwischenweg zeugen:

»Da lag er nun und starb. Die eine Hand an den Bauch gedrückt, die andere an das Bein. Es schien, als sey er von seinem Pferd gefallen und von einem anderen überritten worden. Zunächst versucht er einige Laute hervorzupressen, bevor ihm das erste Wort gelingt. Er muß sehen, daß ich seines Feindes Uniform trage, doch das kümmert ihn nicht. Wie ich sagte: Der Sterbende kennt keine Identitäten, keine Flaggen, keine fremden Dialekte. Er ist, was er ist: am Ende einer Reise. — Nunmehr ist es Mitleid, das in mir aufkommt. Es erschauert mich wie ein Herbstwind, der unter mein Hemd pfeift und mir die Haare aufstellt. Es ist, als könnte ich nicht gleichgültig weiterziehen, ohne mit dem Sterbenden geredet zu haben. Also greife ich unter seine Schulter und richte seinen Oberleib ein wenig auf. Er bittet mich um Wasser. Ich antworte, daß ich nur das blutverschmutzte Wasser in meinem Eimerchen bei mir habe, doch selbst das will er bereitwillig zu sich nehmen. Nachdem er getrunken hat, sehe ich, daß er immer müder wird und die Augen schließen will. Also sage ich ihm, was ich auch meinen Brüdern gesagt habe, als ich sie sterben sah: Daß er nämlich, sobald er seine Lider gesenkt, einen krautgesäumten Weg durch einen Wald vor sich sehen werde. Und wenn er sich umsieht, dann erkennt er weiter, daß er tief in so einem Wald stehen muß; daß er auf dem Boden zu sich kommt und in der Ferne Vögel schreien hört; daß er nicht länger wisse, wie er hierhergekommen und wie er aus dem Wald hinausfinden könne. All das möge ihn nicht beunruhigen, verkünde ich mit der beruhigenden Stimme eines Geistlichen. Dabei ist das, was ich sage, nicht erfunden, sondern wahr! Der Sterbende stirbt. Und ich flüstere

ihm weiter zu, daß er sich auf diesen Weg begeben und ihm unbeirrt bergauf folgen solle. Er müsse sich der Mühen annehmen, und wenn er es nicht tue – weil er nämlich bequem ist und dem Weg bergab folgt –, würde er ewig wandern und nirgendwann den Wald verlassen. Ich selbst sehe den Weg zuweilen vor mir«, unterbricht der Erzähler den tiefen Gedanken: »Dann stelle ich mich in diesem Wald vor und wie ich dem Weg nur in eine Richtung folgen darf. Weil ich das Geheimnis kenne.«

»Das Geheimnis zwischen ewiger Verdammnis und ...?« bemerkt Lerke.

»... Und einem zweiten Leben.«

Kapitel 11

DER Ort zur Schlacht ist gut gewählt. Es ist ein Talkessel, umgrenzt von einer Bergkette und einem dichten Wald — gleich der Vorstellung, diese natürliche Umfriedung würde den Tod einfassen, gar zurückhalten, der unweigerlich im Troß der Heere mitzog.

Es dauerte wenigstens zwei Tage, bis jede der Seiten, jede Armee, ihre Stellungen bezogen hatte. Vuugs Truppen, größtenteils aus Magiern und Infanterie bestehend, näherte sich von Süden; Nalmas Krieger brachten sich von Osten aus in Position. Gegenüber dem Feind ist ihre Armee vielfältig: Es gibt Kontingente aus Bogenschützen, die in Reihen, soweit das Auge blicken kann, das Schlachtfeld flankieren. Hunderte Reiter, tüchtig gepanzert, ziehen an der äußeren Umrandung umher, stets bereit, im Falle eines Flaggensignals in das Getümmel einzudringen. Schwer gepanzert ist

auch die Infanterie. Kadim zeigt gerne und stolz, wie reich er ist, und setzt seine Mittel geschickt ein, um seine Kämpfer modern und gut geschützt auszurüsten. Und wie die Späher als erste am Schlachtfeld eintreffen und sofort geeignete Stellungen bestimmen, folgt den Heeren ein unendlicher Troß: Wagen und Menschen, zu Hunderten, beladen mit Verpflegung, Kriegsgerät, Zelten, Frauen und Kindern. Sie errichten ihr Lager in sicherer Entfernung, am dritten und vierten Tage nach dem Aufmarsch.

Wie kommt es nun, fragt der aufmerksame Leser, daß Nal-mas Armee, eine Horde, deren Krieger mit Bögen, Schwertern und Katapulten kämpft, gegen eine Armee aus Magiern bestehen kann, deren Kampfkraft offenbar nur durch ihre Fantasie beschränkt ist? Sollten sie nicht fähig sein, Blitze zu schleudern?, Erdbeben herbeizuführen, die den Feind in Windeseile in sich zusammenfallen lassen und vernichten können? Sollten sie nicht mächtige, haushohe Dämonen beschwören können, die loyal an ihrer statt ins Feld ziehen?

Einfach ist des Rätsels Lösung: Die Streitkraft Vuugs kennt kein Heer aus erfahrenen Kämpfern; es besteht aus hitzköpfigen Jünglingen, alten Gelehrten, und allem dazwischen. Jeder von ihnen ist mit einer mehr oder weniger mächtigen Gabe beseelt, doch es fehlt an Zusammenhalt. Dem Aufruf zum Krieg folgen diese und jene aus dem Volk, und wenn sie dann Schulter an Schulter stehen, wissen sie oftmals nicht einmal den Namen des Kampfgefährten. Mag sein, daß ein gewisser Grad an Argwohn und Mißtrauen den magischen Wesen in die Wiege gelegt wird, der sie später, wenn sie erwachsen sind, hochmütig und eigen sein läßt.

Dazu kommt, daß ein jeder Magier, ob nun jung oder alt, leicht zu beeindrucken, zu erschrecken ist: Beim Kampfge-

brüll eines einzelnen Nalma-Kämpfers, und sollte er nur mit der Schwertscheide gegen seinen Schild trommeln, nimmt ein Magier gewöhnlich Reißaus; der unmittelbare Zweikampf kommt beinahe nie zustande.

Dann gibt es noch die Vuug-Petor, jene aus ihrem Heimatland ausgewanderten Jünglinge, die sich zum Kampfe mehr als zur Magie hingezogen fühlten. Vuugs Magier erkennen oft den kleinen Bruder, einen Vetter oder den Nachbarsjungen in ihnen, jedenfalls jemanden, dem man ehemals nahestand. Der bloße Anblick dieser Verräter läßt die Alten und Unerfahrenen, die sich auf Seiten Vuugs an die Front getraut haben – denn es sind Freiwillige – weiter in ihrem Selbstvertrauen erschüttern.

So hält sich Vuugs Armee entfernt und unerreichbar; schützt sich mit magischen Kuppeln, die Pfeile ablenken; Trugbildern und Rauchwolken. Wenige nutzen die Hellseherei zur Vorhersage feindlicher Truppenbewegungen, und es gibt unter ihnen auch Heiler, die durch bloßes Handauflegen Wunder tun. – Jedenfalls bei körperlich Unversehrten, das meint Verängstigte, Verwirrte, Vergiftete, Geblendete.

Selbstverständlich weiß jede Seite ihre Spezialwaffen vorzuweisen: Zu Nalmas Verbund zählt auch eine Aufstellung von wenigstens zwei Dutzend kleinen Schmiedefeuern, durch Räder beweglich gemacht. Zwischen je einigen Hundert Mannen stehen diese Schmiede und fertigen Waffen, bekannt als Glut Schwerter. Das sind lange, grobe Eisenschwerter, so heißglühend gemacht, daß sie ein blendend gelbes Licht abgeben, und von ihrer Oberfläche zu beiden

Seiten hohe Flammen abschlagen. Für den Unbedachten wirken sie, als stünden sie selbst in Flammen; und als besäße Nalmas Armee eine Magie, das gewöhnliche Schwert in eine geschäftete Flamme umzuformen. Diese Glutschwerter werden dann, aufgrund ihres Gewichts und der von ihnen ausgehenden Gefahr, nur an die stärksten und tapfersten Krieger übergeben, zu denen man sich erst nach vielen Jahren Dienst zählen darf. Dazu werden die Schwertgriffe in eine steinerne Hohlform gesteckt, sodaß man sie ohne Verbrennung ergreifen kann. Die Unterarme werden durch dickes Leder vor Versengung geschützt. Nur kurz läßt sich diese beeindruckende Waffe schwingen (mit der sich Gegner nicht nur verwunden, sondern auch in Flammen steckenlassen); nach Gebrauch werden die abgekühlten Schwerter zum Schmied zurückgeführt.

Eine ähnlich unnahbare und gefürchtete Waffe haben sich die Magier erdacht: Die nämlich führen eine Maschine bei sich, die versteift, was immer man in sie legt. Die Versteifung ist so eindringlich, daß ein Haar zu einer Nähnadel wird, ein Faden zu einem Pfeilschaft und sich ellenlange Kopfhare zu Leitersprossen zusammensetzen ließen. Hierdurch veränderte Waffen und Rüstungen werden unzerbrechlich; Schneiden brauchen niemals wieder nachgeschliffen werden; Pfeile durchdringen den Feindverband, ohne abzubrechen oder abzurallen. Dergestalt behandeltes Gras ist so spitz, daß es von der gegnerischen Reiterei nicht überwunden werden kann.

Und so bestrebt es Nalma, stets möglichst furchterregend aufzutreten, während Vuugs ungebündelte Magie die Waage hält.

Gut vier Tage sind Tyreus, Lerke und Matrodoras unterwegs, und treffen heute auf den Ebenen oberhalb des Schlachtfeldes an. Hier, wo sie dem Winter voraus sind, haben sich die Schneefelder weitgehend aufgelöst, nur noch eine fingerbreite Schicht Frost bedeckt den Boden. Entgegen Matrodoras' ursprünglicher Absicht sind sie gemeinsam zurückgekehrt, um sich einer unausgesprochenen Angst zu stellen; was das junge Paar betrifft, so hoffen sie, daß inmitten des Schlachtgetümmels Lerkes Vater zu finden sey; daß sich ferner irgendeine Art von Tarnung aufbauen ließe, die sie namenlos werden läßt, so als behauptete man, die Schlacht habe zu Narben und Verletzungen geführt, die einen für den engsten Freund unkenntlich werden lassen. Es wäre allemal weniger auffällig, als zu zweit über ein menschenleeres Land zu ziehen.

Über die Tage erzählt Matrodoras den Rest seiner Geschichte: Nach dem Tod des Soldaten, ward er so entsetzt, daß er seinen Eimer fallengelassen und in eine Himmelsrichtung fortgelaufen sey, so weit wie seine Beine nur wollten. Er habe niemals wieder zurückgeschaut. Und doch wußte er immer, so schildert er bekümmert, daß ihn sein Schicksal einholen muß. In diesen Zeiten könne man niemals in Frieden leben, der Krieg stünde stets am Horizont, lauernd und bereit, ein einzelnes Schicksal oder das einer Gruppe, einer Stadt zu zersetzen.

Derweil haben sie Matrodoras' Gesellschaft schätzensgelernt und den Gedanken erwogen ihn zu fragen, ob er dauerhaft ihr Gefährte sein möge. Tyreus erkennt den Vorzug, einen gestandenen Krieger unter seinen Kameraden zu wis-

sen, und mit einer Magierin an ihrer Seite wären sie durchaus eine schlagkräftige Truppe. Der gar nicht mehr Fremde berichtet von seiner Familie, seiner Herkunft, seinem Weg zur Armee. Er kann scherzen und ernsthaft sein, ist ehrlich und rücksichtsvoll, großzügig und macht keinen Hehl aus seinen unmoralischen Fertigkeiten. Diese Offenheit gefällt auch Lerke, und die Gruppe wächst mit jeder Nacht weiter zusammen.

Nun, als sie an die Ausläufer des Schlachtfeldes kommen, holt sie der vergessene Schrecken ein: Die Wälder sind von Leichen übersät, die umliegenden Dörfer geplündert, niedergebrannt, größtenteils menschenleer. Wo dereinst sich schöne Natur über die Landschaft ergossen hatte, liegt nun kahler, ausgebrannter Grund, und auf jedem Flecken erkennt man verbrauchtes Kriegsgerät, blutige Kleidung, Körperteile. Es ist, als habe man sich genau an dieser Stelle die Offerte gegeben und sey dann weitergezogen mit der verbliebenen Truppe. Ununterbrochen hallt ein Knallen und Getöse, Rauschen und Brummen, Schreien und Galoppieren durch die Luft, mal näher mal ferner. Der Krieg ist unweit in vollem Gange.

In diesem Moment bedenken sich die Reisenden, welcher Front sie sich zuwenden dürfen — sie wollen sich ja unter die rechte Armee mischen!, da plötzlich wird Tyreus einem Kuriosum gewahr: Er bemerkt eine auf Augenhöhe schwebende Blase, kaum einen Fingerbreit im Durchmesser, die sich nicht bewegt, sondern stillsteht. Er wendet dieser Merkwürdigkeit sein Gesicht nun gänzlich zu und erkennt, daß die Kugel so blau und grün wie die ganze Welt schimmert, als wäre sie ihr verkleinertes Abbild: Blau und Land, weit und hell, so denkt er ganz in Gedanken: Eine Welt vor ihrer

Mißhandlung. Eine rechte Welt.

Mit einem Male raschelt es im Gebüsch. Angeleitet von einem erschütternden Geschrei springen drei Fremde auf sie zu, ein Vierter läßt sich von einem Baum herab. Sie müssen sich angepirscht, jedenfalls in der Nähe unbemerkt auf sie gelauert haben. Die drei Betroffenen blicken erschrocken in jede Richtung, nur die Flucht kommt ihnen nicht in den Sinn. Lerke erkennt ohne Zweifel, daß es Magier sind, zwei junge Frauen und zwei junge Männer, besorgniserregend ernst in ihrem Gesicht und zu allem bereit.

»Was wollt' Ihr?« ruft Tyreus ihnen zu und sie treten geschlossen einen Schritt näher, sie auf dieser Lichtung umzingelnd. Matrodoras hat seine Hand an die Axt gelegt, aber noch nicht gewagt, die Klinge gegen die Feinde zu richten. Er schweigt.

Eine der jungen Frauen hebt ihren Arm und greift mit der Hand in die Luft, so als wollte sie einen Apfel vom Baum pflücken. Da zerplatzt das kleine schwebende Trugbild, von dem sich Tyreus so gerne hat ablenken lassen. Sie lächelt verschlagen, nicht arglistig, nicht hochmütig, sondern mit Überlegenheit ausdrückendem Stolz. Lerke beobachtet dies mißtrauisch: Zwar hat sie keine Kraft, die sie den Angreifern entgegenzusetzen hätte, doch kennt sie gut die unbeholfene Eitelkeit, die Dankbarkeit und Enttäuschung eines Schülers. Sie wird wohl, wie Lerke selbst, noch lernen, zumal sie kaum älter als sie ist.

Die Fremde ist trotz ihrer Magie wie eine Kriegerin gekleidet: Der Kopf wird von einem eisernen Helm geschützt, an dem prunkvolle Zierde angebracht worden ist: metallene Blätter und bizarre Formen. Unter ihrem Helm quillt das blonde Haar, zum Teil zu Zöpfen verflochten, heraus, und

verschwindet in der dichten Halskrause. Ihr Blick ist fesselnd und schüchtern zugleich, ein wunderschönes Wesen, zerbrechlich und hilfsbedürftig, und doch so selbstsicher wie der grausamste Kriegsfürst. Ihre Brust und Lenden werden von dünnen Metallplatten geschützt, ebenso gehören metallisch glänzende Unterarmschienen zu ihrer Rüstung. Sonst trägt sie ein dunkelgrünes, dichtes Wams, darunter Hosen und ebenso grüne Stiefel; Handschuhe bedecken den Rest ihrer Haut, daß nichts als ihr Gesicht ungeschützt bleibt. Verunsichert sucht Tyreus nach Waffen, doch sie trägt nichts weiter, noch nicht einmal eine Tasche.

Weiter fällt ihr Blick auf den Zweiten, denjenigen, der aus gut zwei Klafter Höhe vom Baum gesprungen ist, und doch so sanft landete, als sey er nur gestolpert. Nicht weniger ernst und feurig ist sein Gesichtsausdruck. Sind dies Räuber? Trachten sie nach dem Leben? Wissen sie, wer Tyreus wirklich ist?

Dieser jedenfalls ist mit einem Stab bewaffnet, so hoch wie er selbst, an dessen Spitze ein rosa schimmernder Stein eingefaßt ist. Das obere Drittel des Stabes ist von Lederbändern umwickelt, gleichwohl der Magier ihn weiter unten umgreifen zu pflegen scheint. Sein Umhang ist grau und von vielen Abenteuern gezeichnet. Er bedeckt die geschundene Kleidung an Leib und Gliedern, so als wäre er tausend Nächte gegangen, nur um an diesem Tag hier zu sein. Unbarmherzig blickt auch er, und zwar ohne Unterlaß auf Tyreus, dem immer unbehaglicher zumute wird. Es ist, als warte der Magier nur auf ein falsches Zucken, um seinen Stab auf ihn zu richten und mit einem Strahl aus Licht und Tod hinwegzuwünschen.

Noch merkwürdiger ist ihr der Dritte im Bunde, wie die

anderen im ähnlichen Alter, kaum fünf Winter älter oder jünger als diese. Seine Kleidung ist so zerrissen, als habe er gerade mit einem Raubtier gerungen. Lange Fetzen eines ehemals schönen Mantels hängen an ihm herab, dazu neigend, sich jederzeit zu verteilen. Dem Schauer zugute kann man durch die weiten Löcher hindurch seine verwundete Haut erkennen. Da klafft ein blutender Riß an seinem Oberarm hervor, je ein weiterer an Bauch und Knie. Beide Arme sind bandagiert; sie verdecken kaum, daß sie schwer verletzt worden sind. Trotzdem steht der Mann aufrecht, als fühle er keinen Schmerz. Seine tief getragene Kapuze kann auch bei ihm seine Entschlossenheit nicht verbergen. Auch er hinterläßt den Eindruck, daß er am Ende einer langen Reise angekommen sey; als wären Tyreus und seine Begleiter die Lösung für ein ihnen unbekanntes und bedeutendes Rätsel.

Der Verletzte trägt ein langes Schwert auf dem Rücken, doch das scheint nicht seine bevorzugte Waffe zu sein. Denn in seiner rechten Hand hält er eine Kugel vor, von silberweißem Schimmer, rauher Oberfläche und umgeben von einem begrenzten Dunst, der nur dieses Objekt einzunebeln imstande ist. Sie ist so groß, daß sie gerade in seine Hand hineingeht, und ohne Anstrengung richtet er das Objekt gegen Matrodoras und die anderen. Genau genommen richtet er die Kugel genau auf Matrodoras.

»Ihr spielt mit dem Feuer!« höhnt derselbe gegen den Kugelträger. Ihm ist wohl zu viel, in dieser Schweigsamkeit ununterbrochen bedroht zu werden. Und wie Tyreus und Lerke ihren Weggefährten mittlerweile kennen, handelt es sich um einen jähzornigen, unbeherrschten Geist, der sich nichts sagen, noch weniger gefallen läßt. Und so läßt er es,

zum Entsetzen der anderen, auf einen Konflikt ankommen.

Sein Gegner scheint ebenso unnachgiebig und streitlustig zu sein: Mit grollender Stimme wirft er ihm entgegen: »Vor dem Feuer fürchte ich mich nicht. Denn es kann nur dort sein, wo ich es erlaube . . . , seine Existenz gewähre!«

Mit diesen Worten fängt der Ball in seiner Hand Flammen und lodert wie ein Scheit aus dem Lagerfeuer. Matrodoras erstarrt, während der Magier trotz des Feuers in seiner Hand keine Miene regt. Dann bläst er ihm mit seinem Mund entgegen, als wollte er ein Kerzenlicht ausstoßen, und mit seinem Atem folgt die Flamme. Ein Strahl von gleißender Hitze schießt wie ein Pfeil in Matrodoras Brust und hinterläßt nichts als eine Wolke aus Asche, keine Armlänge von Lerke entfernt. Sie selbst bleibt gänzlich unverletzt.

Erschüttert durch den Verlust fällt sie auf die Knie und blickt voller Haß auf den Mörder. Der ist offenbar mit sich zufrieden, senkt seine Kugel und legt die Kapuze zurück. Sein von Narben entstelltes Gesicht tritt hervor, darauf hat sich ein zufriedenes Seufzen gelegt, so als habe er eine Notwendigkeit vollbracht, die keinem anderen aufgetragen werden konnte.

»Fürchtet uns nicht«, spricht die Vierte nun mit bemerkenswert sanfter Stimme, so einfühlend und zärtlich, als wolle man sich in einem warmen, weichen Daunenbett zurückwerfen und weiterschlafen. Sie läßt sie die allgemeine Bedrohung beinahe vergessen, und erzeugt eine beruhigende, besonnene Stimmung. Keine der sechs Anwesenden denkt länger an Angriff oder Gegenwehr; es ist wie berausende Geistesfürgung. Gleich in ihrer Wirkung ist die junge Magierin betörend schön: Ein Gesicht, von dem kein Mann sein Auge abwenden wollte; lange, glatte, schwarze

Haare, von hinreißender Gestalt.

So viele Wunder und wunderbar Schönes sieht man selten an einem Tag!, denkt Tyreus bei sich.

Am liebsten will er ihrer Stimme weiter folgen, und es fehlt nicht viel, da wäre er von einem Abgrund gesprungen, wenn sie ihn darum gebeten hätte. Lerke bemerkt dies und greift nach seiner Hand. Die junge Magierin lächelt; es liegt offenbar nicht in ihrer Absicht, sich zwischen sie zu stellen.

Lerke bleibt bei Sinnen: »Nicht fürchten sollen wir Euch? Die, die Ihr unseren Freund und Begleiter getötet habt?«

»Das war Euer Freund nicht!« fällt der Mörder rechtfertigend dazwischen, tritt einen Schritt vor, verbirgt seine Kugel aber gleichzeitig hinter seinem Rücken. Es ist ihnen, als mißfalle der sanftmütigen Magierin, die wohl ihre Anführerin ist, der unbedachte Vorstoß.

»Intarabus hat recht!« spricht die junge Frau noch immer beruhigend: »Er hat falschgespielt und Euch etwas vorgebracht! Nein, dieser Schurke war kein Freund! Er hätte euch ausgeliefert an Nalmas Armee!«

Sie hält inne und zischt: »Ein Verräter. Ein Kopfgeldjäger!«

Nach und nach wird Lerke und Tyreus bewußt, daß sie nicht angegriffen, sondern beschützt wurden; daß diese jungen Magier, kaum bekannter als Matrodoras es war, ihnen beistehen wollen.

»Ein Kopfgeld ist auf uns ausgesetzt?« erstaunt Tyreus.

»Nur auf Euch!« korrigiert ihn Intarabus.

Die noch immer inmitten der anderen umzingelt Stehenden bedenken sich einen Moment.

»Da Ihr uns zu kennen scheint — wollt' Ihr Euch nicht vorstellen? In Rund' umher?«

»Gut, das ist anständig«, bekennt die Anführerin und beginnt: »Ich heiße Damkina.«

Sie verneigt sich, als würde sie einem Krönungspaar gegenüberstehen, und spricht fort: »Ich führe diese Gruppe durch die Lande, immerzu auf der Suche nach Euch. Wir sind hier zu Eurem Schutz. Ich, Damkina, bin die erste Tochter seit sieben Generationen, die in meiner Familie geboren worden ist. Mir ist die Gabe der Stimme in die Wiege gelegt, und ich vermag jeden, der mir zuzuhören gewillt ist, zu Gehorsam oder Aufruhr zu verleiten.«

In der Tat: Tyreus beginnt bei ihren süßen Worten zu schwanken, und er will sich ihr hingeben, als gebe es nur diese eine Frau auf der ganzen Welt.

»Intarabus steht Euch gegenüber«, fährt sie fort: »Viel spricht er nicht, denn die Wunden schmerzen ihm. Sein Wirken huldigt dem Feuer; es gibt nicht viele wie ihn, die das Flammenmeer so leichtfertig beherrschen. Der Preis für diese Macht ist seine Anfälligkeit für Wunden allerlei Art. Er hat sich angeschlossen, weil er der Überzeugung folgt, daß Ihr, Tyreus, frei sein, und nicht im Dienste eines Herren launenhaften Willen stehen sollt.«

»Laßt mich nun sprechen«, bittet der junge Mann, der einen Stab führt: »Ich bin Astraios, der Wissen und Wagnis niemals scheut!« — »Dann seid Ihr richtig bei diesem Unterfangen!« scherzt Intarabus.

Auch Astraios verneigt sich stolz, als würde er einem Idol seine Ehrerbietung vorweisen. Dabei spricht er stämmig und tief, erfahren und ohne Zweifel oder Scham.

»Und die uns das Trugbild schweben läßt? Wer seid Ihr?« will Tyreus barsch wissen und wendet sich der Verbliebenen zu.

»Nitokris«, flüstert sie und schaut beschämt aus ihren stierenden, tapferen Augen.

Damkina spricht für sie: »Nitokris ist unser talentiertestes Mitglied. Niemand weiß, zu welchen Wundern sie wirklich fähig ist, nach jedem Mond führt sie uns etwas Neues vor Augen, das uns tagelang staunen läßt.«

Nun fühlt sich auch Lerke zum Sprechen berufen: »Auch ich ... bin der Magie fähig!« betont sie vorsichtig und öffnet ihre Arme.

»Wir können es fühlen«, antworten Damkina und Astraios beinahe zeitgleich in einem beschwichtigendem, Mut zusprechenden Ton.

»Allein vor *mir* fürchtet ihr euch, nicht wahr?!« — Tyreus Worte sind keineswegs verlegen: Es zürnt ihn, dieses Schicksal zu tragen; wie ein Magier zu sein, und doch auch nicht. Er ist weder das eine, noch das andere: Er kann keine Magie wirken, ist aber auch nicht länger ein gewöhnlicher Mensch. Wenn man von Nitokris behauptete, ihre Kräfte nicht umfassend zu kennen, so mag der Vergleich gereichen, daß Tyreus wie eine unerforschte Sprache ist, und Nitokris wie die sechs eindeutigen Seiten eines Spielwürfels.

Niemand weiß klug auf Tyreus' Vorwurf zu antworten. Endlich stellt sich Damkina dem Mißverständnis:

»Hört' her, guter Tyreus. Ihr tragt eine Last, das wissen wir. Das spüren alle Magier, von der Insel Shuust bis zum Haken, dem östlichsten uns bekannten Ort in dieser Welt. Wir können kaum behaupten, die Wahrheit zu kennen; wie Euch vergönnt werden konnte, das Buch in den Händen zu halten, es gar zu lesen, und mit welcher Macht auch immer ihr es jetzt verborgen haltet.«

»Dann geht es Euch um das Buch?« zuckt er kampfbereit

einen Schritt zurück.

»Nein!« ruft Intarabus und macht sich groß: »Nein! Für wahr, es geht uns gewiß nicht um das Buch! Möge das Buch verborgen bleiben, bis seine letzte Seite zu Staub zerfallen ist! Und wenn nur Ihr wißt, wo es im Moment versteckt ist, dann nehmt Euer Wissen mit ins Grab!«

Tyreus verwundert sich bar dieser merkwürdigen Anforderung. Ist das Buch am Ende weniger kostbar als er glaubt? Gerade will er sich bedenken, wie die jungen Leute von dem Buch, und von ihm, erfahren haben, da wird ihm schon vorausgegriffen:

»Ihr könnt' nicht wissen, in welcher Gefahr Ihr Euch befindet, Tyreus! Die Fänge Nalmas und Vuugs richten sich gegen Euch!« betont Damkina sehr glaubwürdig. Auch Lerke verbildlicht nun die Größe der Bedrohung. Freund und Feind werden nicht länger zu unterscheiden sein. Davon gibt Matrodoras ein gutes Beispiel.

»Beide Regenten wissen von Euch«, faßt es Nitokris zusammen, und endlich tritt die Gruppe den Gestellten auf eine Armlänge gegenüber: »Nalma wie auch Vuug. Beide wissen von Euch und dem Buch, und der Macht, die beides verbindet. Beide sehen den Krieg vor sich, und mit Euch den Sieg. Wenn es Euch auf eine Seite zieht.«

»Anfangs bediente man sich der dem Krieg ergebenen Propaganda«, schildert Astraios mit seiner weisen Stimme die Ereignisse, die Lerke und Tyreus während ihrer langen Flucht unbekannt geblieben sind: »Vuug ließ verbreiten, daß der mächtige Magier, Ihr, dereinst Gefangener des Abseitigen Turms, nunmehr in ihren Reihen kämpfe. Nalma, das durch Spione unlängst über diese Irreführung unterrichtet war, brüstete sich dagegen damit, diesen Magier getötet

zu haben. Und wer ihn zu töten imstande ist, der kann auch Vuug besiegen. Beide Seiten wußten von der gegenseitigen Täuschung und ahnten in Sorge, daß etwas nicht stimmen kann, vielleicht ein wenig an der Behauptung des anderen wahr sein könne. Denn wenn nur eine Seite über seine unerschöpfliche Macht verfüge, wäre der Feind gefallen.«

»Mich interessiert der Krieg doch gar nicht!« empört sich der Genannte. Klug, daß der nicht weiter auf seine Erfahrungen mit dem Buch eingeht, sondern weiterhin auf seine Unschuld besteht, ja sogar sich dergestalt darstellt, als läge eine Verwechslung vor. Doch die jungen Magier irren sich nicht. Lerke weiß es sogar, und Tyreus spürt es wie seinen eigenen Herzschlag.

»Da der Flüchtige nicht aufzufinden war, diffamierte man ihn als Alastor⁵, als Missetäter, und entsendete Dutzende Kopfgeldjäger. Es ist ein hoher Preis und ein guter Handel!« bemerkt Astraios weiter.

»Wenn ich also nicht für eine Seite stehe, so soll ich den Tod finden?« — Tyreus ist außer sich:

»Wohin können wir nur gehen? Was soll ich tun? In keinem Dorf kann ich mich blicken lassen, ohne mich und Lerke zu gefährden!«

Lerke stimmt dem zu, und faßt genauso viel Angst wie er.

»Glaubt Ihr wirklich, ich bin ein Magier?« ruft er die Vier erstaunten Blickes an: »Denkt Ihr, ich hebe meine Hand und spreche ein unverständliches Zauberdings in die Luft, dann geschieht das Wunder?«

Tyreus wirbelt mit seinen Händen in der Luft umher, und

⁵Missetäter

bei jedem Schwung ducken sich die vier Magier, Astraios hält sogar seinen Stab voraus. Sie fürchten ihn. Das kann er in ihren Augen und ihren Gesten sehen. Schon jetzt ist er ein Ausgestoßener, und wenn sie ihm auch Hilfe vorgeben.

»Es gibt noch mehr zu sagen, Tyreus.« — Wieder Damkinas bezirzende Stimme, der sich jetzt auch Lerke nicht länger widersetzen kann: »Manche sehen in Euch etwas Prophetisches, die Erfüllung einer Legende!«

»Gleichwohl niemand den Fremden kennt; kaum einer weiß, wie er aussieht, und schon gar niemand seine Zauberkraft gesehen hat?« — Lerkes Einwand ist berechtigt. Und der Berechtigung stimmt Damkina nickend zu:

»Ganz recht. So erfindet sich ein Kult selbst, und jeder, der ihn weiterverbreitet, weiß eine neue Einzelheit zu berichten.«

»Dann gibt es Menschen, die mir beistehen würden?«

Tyreus faßt wieder Mut und sein Gesicht leuchtet auf.

»Nicht wenige sogar! Es sind vorrangig Magier, junge Leute, so wie wir, die das Wagnis der Magie verstehen können, und die einen neuen Anführer fordern.«

»Wir sind die unbarmherzige Politik leid, die uns zeitlebens bevormundet wird!«, grölt Intarabus streitlustig und aufgeregt. Er muß einer der ernstesten Anhänger »des Kults« sein. Tyreus ahnt immer mehr, in welche gesellschaftliche Verstrickung er geraten sein muß.

Die Erkenntnis, als Prophet oder als Todgeweihter zu gelten, kann gleichermaßen den Ausweg der Flucht willkommen erscheinen lassen. Aber es muß eine weite Flucht sein; man muß wirklich alles Vertraute hinter sich lassen. Gleichermaßen wird ihm an diesem wolkenlosen Tag eine wenn auch gefährvolle Möglichkeit offenbart, die Welt nach

seinen Vorstellungen zu wandeln. Am Ende wird es nicht der Krieg zwischen zwei Stadtstaaten sein, der die Geschichte weiterträgt, sondern der Krieg zwischen ihm und — dem Rest. Vor seinem Auge träumt er leichtfertig das Bild eines Anführers, barmherzig und ergreifend in seiner Rhetorik, in allen Landen gern gesehen, gefürchtet von den Andersdenkenden. Das macht ihm auch Angst, das gibt er zu, aber es muß die Angst des Ungewohnten sein.

Werden auf diese Weise Größenwahnsinnige geboren? An einem heiteren Tag wie diesem?

Kapitel 12

Noch immer von Richtungslosigkeit überwältigt, drängen seine neuen Beschützer Tyreus zur Flucht. Wohin, will er wissen, und man antwortet: Gleichgültig, nur fern der Front; fern aus dem Einflußbereich zweier machthungerriger Städte.

Wie sie über das Land ziehen und die Wege meiden, da soll Tyreus sich einen Umhang überwerfen; Gestalt und Gesicht verborgen halten. Er tut es.

Jerke beobachtet, daß die vier jungen Magier ihren Schützling wie ein Planet das Gestirn umkreisen: Damkina geht stets mit einigem Abstand voraus und gibt die Richtung vor. Mal hält sie inne oder hält nach anderen Menschen Ausschau. Mal eilt sie schneller und fordert die Gruppe durch Gesträuch. Das alles tut sie mit der Tapferkeit eines Anführers; eines solchen, der niemals Zweifel vorgibt. Zu Tyreus beiden Flanken gehen die männlichen Magier, Intarabus und Astraios. Jerke scheint es, als hielten sie stets ihre

Waffen griffbereit, als sey jeden Moment ein Hinterhalt zu befürchten. Gleichwohl seit Stunden nichts Außergewöhnliches geschieht, bestehen die beiden auf ihre ausdauernde Aufmerksamkeit. Hinter der Gruppe schleicht Nitokris, lautlos und unsichtbar, wie sie eben zu sein scheint. Auch sie behält ein Auge auf alles und folgt in der Ordnung ihrer Gruppe offenbar gerne an letzter Stelle. Dies ist ihr der vertraute Platz, wie es auch auf Schiffen solche gibt, die die Einsamkeit des Ausgucks an der Spitze des Masts allen anderen Arbeiten vorziehen.

Lerke beobachtet das Treiben auch im Sinne der Eifersucht: Würden sie – Lerke und Tyreus – jemals wieder ein gewöhnliches Leben erfahren? Wie kostbar erscheint ihr nun die Anonymität; das Verschwinden im gesellschaftlichen Fluß. Gerne mag sie wieder nur ein Tropfen im Meer sein. Trotz der erfahrenen Entbehungen sieht sie ihre einsamen Stunden im Gebirge, das sie überquerten, oder selbst die Nacht in der Hütte, bevor sie Matrodoras trafen, in einem Anflug fehlgeleiteter Sehnsucht. Es ist wohl doch nur die Zweisamkeit mit Tyreus, zu der sie sich hinwünscht.

Dann, am späten Nachmittag, als die Gruppe eine gute Strecke zur Front zurückgelegt hat, wird es selbst Tyreus zu arg. Mag sein, daß ihm einfach nur der Schweiß im Gesicht steht, da er ja den ganzen Tag über unter Bedeckung eines Mantels sich hat herumweisen lassen. Einen Menschen, der das Eigenständige gewohnt ist, kann man nicht so unbeholfen und leichtfertig in eine Wachmannschaft einsperren. Ein solcher Mensch wird stets den Ausweg suchen, und wenn auch sein Leben damit gefährdet würde. So bleibt er stehen und wirft zur Verwunderung seiner Garde die Kapuze ab. Damkina gibt den anderen sofort ein stummes Zeichen mit

ihren Augen, daß die Umgebung beobachtet werden solle.

»Bedrückt Euch etwas?« tritt Damkina an ihn heran.

Beinahe wäre er ihr an die Kehle gesprungen. In den letzten Stunden scheint er, vielleicht bewußt, vergessen zu haben, wem der Schutz dienen soll: Ihm selbst oder allen anderen. Hin wie her, er kann mit dieser Bevormundung keinesfalls länger leben, ja er befindet es geradezu als lächerlich, wie er, gleich einem Wundertier, einem jonglierenden Affen, einem sprechenden Vogel, einer mißgestalteten Ziege herumgeführt wird. Und ist ihre Flucht nicht erst recht dann auffällig, wenn jemand den bei heiterem Wetter eilenden Mantel beobachtet, der von vier nicht weniger auffälligeren Magiern umringt wird? Tyreus fordert starrköpfig ein Ende des Schauspiels, und das weiß Damkina, ohne ein weiteres Wort zu erbitten.

Nun gilt es zu beschwichtigen. Tyreus durchschaut, daß selbst Damkina keine endgültige Idee zu haben scheint, was mit ihrer wertvollen Fracht anzustellen sey. Wohin wollen sie mit ihm auch?, fragt sich Tyreus: Was ist das endgültige Ziel ihrer Reise? Könnte man jemals fern genug von der Front sein? Weit genug von jedem machthungrigen Herrscher, der von ihm erfahren könnte? Wollen ihn die Vier etwa den Rest seines Lebens umgeben?

Dann endlich kommt ihm der treffende Gedanke: Er mag ihnen wohl glauben, daß sie ihn von Vuug und Nalma fernhalten wollen. Doch was dann? Er sieht ein, daß man ihn für eine Gefahr hält, und es gilt, ihn von allen Verführungen, sogar von eigenen Plänen, fernzuhalten. Wenn man ihn für einen Propheten hielte, ließe man ihn dann auch Prophet sein? Was würde Tyreus tun, wenn er nicht Tyreus wäre?

Er stellt sich vor – und dieses Grübeln wird von allen

Beteiligten mit ernster Distanz wahrgenommen –, daß es das beste wäre, eine solch gefährliche Person zu töten. Denn man wisse nie, wem das Wesen einmal in die Hände fällt; oder ob dessen Gesinnung stets zum Guten geneigt ist.

Einen ähnlichen Schluß zieht auch Lerke: Sie stellt sich vor, daß die Vier, obgleich sie ihnen augenscheinlich beigestanden haben, ebenso Kopfgeldjäger sein könnten, die sie in eine Falle locken werden. Vielleicht wartet eine ganze Räuberbande hinter dem nächsten Hügel auf sie! Vorzugeben, den Verräter Matrodoras, um Schaden abzuwenden, getötet zu haben, mag ebenso ehrenhaft klingen für einen, der dem Jäger die Beute abwirbt.

Alles kommt zum Stillstand. Tyreus bedenkt sich, Lerke weilt mit argwöhnischen Blicken treu an seiner Seite, und die vier Magier starren auf sie herab. Es ist zu spät: Das Mißtrauen ist gesät.

Damkina ahnt in ihrer führenden Eigenschaft, daß es so nicht weitergehen kann. Sie schlägt einen Lagerplatz vor, über das Geschehene zu schlafen und mit frischen Kräften am Morgen fortzugehen. Es mag ihre beruhigende Stimme sein, die alle zustimmen läßt.

Nicht lange darauf ist eine geeignete Stelle gefunden. Hier, zwischen den weiten Hügeln im Niemandsland, gibt es zahlreiche, von Bäumen umsäumte Senken, in denen selbst ein oberirdisches Lagerfeuer nicht weiter als einen Ruf weit gesehen werden kann.

Nitokris legt behäbig einen Teil ihrer Rüstung ab, fällt ins Gras und seufzt, als habe sie eine tagelange Belastung entbehrt. Aus einer ihrer Taschen kramt sie einen Streifen Dörrfleisch hervor und teilt ihn mit Astraios, der ihr am nächsten ist. Derselbst hockt sich neben das Feuer und

stützt auf seinem Stab.

Intarabus mag nicht zur Ruhe kommen wollen: Zwischen den Bäumen weilt er und starrt in die Ferne, als hielte er nach einer Gefahr Ausschau. Lerke will sich von diesem Bild nicht täuschen lassen und windet sich mit verkniffenem Gesicht um Tyreus, der seine Hände nach dem Feuer ausstreckt. Es dunkelt bereits. Die Welt versinkt im Schwarz, und das kleine Feuer wird zu einer Insel, auf der die Gefährten immer weiter aneinanderrücken müssen, um nicht im schwarzen Meer zu ertrinken.

Kaum einer spricht; jedermann ist von der Tageswanderung ermattet. Man kaut Trockenfleisch, schluckt hin und wieder etwas aus einer Flasche, die herumgereicht wird. Niktokris summt etwas mit ihrer schönen Stimme, unterläßt es aber bald wieder, da sie die ersten Schlafenden bemerkt. Selbst der vernarbte Intarabus mit seiner eigenartigen magischen Kugel ist nun ans Feuer getreten, wagt aber noch nicht, sich der Erholung hinzugeben. Tyreus mustert ihn unauffällig und fragt sich immer wieder, wo dieser schwächliche Kerl sein Zauber-Rund verborgen tragen kann.

Seinerseits wird Tyreus von Damkina gemustert, der wohl auch Zweifel an ihrer Bestimmung gekommen sind. Vielleicht dachte sie nicht weiter, als Tyreus zu finden, und erfreute sich der Erfüllung ihrer Aufgabe dergestalt, daß sie alles weitere Vorgehen verdrängte. Endlich bricht die Müdigkeit auch Lerkes Aufmerksamkeit, und sie schläft, dicht an Tyreus gedrängt, ein.

Ein Alb bedrängt ihn bald: Tyreus träumt schlechte Bilder, voller Gewalt und Enttäuschung. Er träumt von Verrat, Sorge und Zwiespalt, so eindringlich, daß er sich auf seinem Lager hin- und herwälzt, murmelt und schnauft, als würde

er mit jemandem kämpfen. Es ist die eine Wahrheit, in der er gefangen ist:

Wir alle haben einem Dämon zu huldigen. Das verhindert, daß die Menschen sich für Götter halten.

Kapitel 13

DAS Feuer ist noch nicht ausgeglüht, da schreckt Tyreus auf. Vor seinen Augen blitzen wie funkelnde Geisterlichter geometrische und mystische Formen auf, als habe er sie mit Kreidestaub in die Luft gezeichnet. Nach Augenblicken verblassen sie.

Mit seinem plötzlichen Erwachen schallen zwei grelle Schreie durch die Nacht: Nitokris wälzt sich vor Schmerzen auf ihrem Schlafplatz, die Hände gegen das Gesicht drückend und um Hilfe rufend. Man eilt zu ihr, während Tyreus seine Gedanken sammelt, um zunächst einmal festzustellen, wer und was geschehen ist. Einer, der nicht hinzueilt, ist Astraios.

Wie man Nitokris mit einem hastig angeblasenen Span aus der Glut beleuchtet und ihr die Hände vom Gesicht zieht, da erschrickt man vor ihren blutig zerrissenen Augenhöhlen, und ihrem Wimmern, das die Blendung begleitet.

Intarabus, ebenfalls noch schlaftrunken, späht in die Dunkelheit und richtet eine Kampfhaltung gegen einen unsichtbaren Gegner. Endlich wendet sich auch jemand dem leblosen Astraios zu. Doch ihm kann niemand mehr helfen.

Während Damkina und Intarabus bei ihren Freunden verweilen, sieht Tyreus voller Angst nach Lerke; nicht, weil er ihr ein ähnliches Schicksal erwartet, sondern weil er kurz

vor seinem Erwachen träumte, daß Lerke von Nitokris getötet würde. Lerke kauert dagegen mutlos in sich zusammen und weiß sich nicht zu regen. Es ist zu dunkel, um die Dunkelheit ernsthaft zu fürchten, und es fürchtet sie viel mehr das Ungewisse und die allgemeine Verwirrung. Kein Gegner hätte ihr in diesem Moment so viel Angst eingeben können wie das Unbeherrschte in der Gruppe.

Tyreus springt an sie heran, richtet sie auf und hält sie im Arm. Mit jeder Regung, jedem Wort will er sich vergewissern, daß sie wohlauf sey. Und so betastet er hastig Kleidung, Leib, Hals und Gesicht, ob ihr etwas zugestoßen sey, soweit man das in der Finsternis ausmachen kann.

Der Wachsame bemerkt nicht, wie ihn seine Begleiter sehen, umso mehr, da Nitokris sich beruhigt und ihre Sprache wiederfindet: Wimmernd behauptet sie, unmittelbar vor diesem großen Schmerz in ihren Augen Tyreus' Gesicht gesehen zu haben, das auf sie zudrängte. Daraufhin kehrt er sich langsam zu ihnen um und tritt einen Schritt zurück. Wenn nur ein Wort seinen Gesichtsausdruck beschreiben sollte, dann wäre es wohl Hilflosigkeit.

In der Tat weiß Tyreus nicht, was wirklich geschehen ist: Nitokris, die Geblendete, beschuldigt ihn, ihr mit geheimer, *geträumter* Magie (zu der kein anderer ihnen bekannte Magier fähig ist) das Augenlicht entrissen zu haben. Und es schoß jedem einzelnen von ihnen – auch Tyreus – ein gewaltiger Schrecken durch den Leib, daß es wahr sein könnte: Ein einzelner vermag mit seinen Gedanken zu verletzen und zu töten. Das sind die Fähigkeiten eines wahrhaft mächtigen Wesens; Fähigkeiten, die offenbar nicht kontrolliert werden konnten und nun mit einem schauerlichen Urteil um sich gegriffen haben. Und dies nun aus einem Traum heraus,

den man, wie jeder wußte, nur selten in seinem Geschehen zu lenken vermag. Was nur, wenn dieser Träumende seinen Willen nicht nur träumte, sondern ganz bewußt gegen seine Widersacher vorgehen wollte? Reichte ein Blick? Ein Fingerspreizen, und die Menschen fielen tot dahin?

Sogleich dieser Gedanken im Ansatz begriffen ward, lassen Damkina und Intarabus von ihrer verletzten Freundin ab und nehmen eine aggressive Haltung ein: Intarabus hält eine Hand hinter dem Rücken, beugt sich tief und deckt den Kopf, augenscheinlich bereit, hinter die nächste Deckung zu springen. Damkina macht sich dagegen Platz und behält Abstand zu ihrem Kampfgefährten: Vorsichtig und langsam breitet sie die Arme aus und scheint nun ganz konzentriert auf ihren ehemaligen Schützling, als wolle sie demnächst einen Zauber losbrechen. Nunmehr wird ihnen bewußt, welchen Fehler sie begangen haben: Tyreus ist keinesfalls länger schützenswert! Nein, er muß vom Angesicht dieser Welt getilgt werden!

Selbstverständlich ist Tyreus seine Lage nicht entgangen. Und mit einem Mal ist alle Idee von einem Propheten und Anführer vergessen. Mit einem Mal ist er wieder ganz klein und unwesentlich in dieser weiten Welt, und will sich, gleich einer Haselmaus, im nächstbesten Erdloch verkriechen. Wie nur, fragt er sich eindringlich, kann er seine Feinde beschwichtigen, die ja glauben müssen, er wirke die Magie nach seinem Willen!? Wie nur kann er sich besonnen verständigen, daß er tatsächlich nichts davon versteht: Daß ihm weder an Nitokris' Blendung noch an Astraios Tod

gelegen war? Daß das alles ein Mißverständnis, ein schickalgleiches Versehen genannt werden muß, und er, der das alles seit Anbeginn nicht wollte, der Unschuldigste unter ihnen ist? Jede Bewegung, das weiß er, könnte nun seinen Tod herbeiführen!

Und wie weiter stünde Lerke zu ihm? Liebt oder fürchtet sie ihn? Und noch verhängnisvoller: Könnte er sie eines Tages unbewußt auf dieselbe Weise verletzen oder gar töten?

Da schaut die vor Angst festgezurrte Lerke, daß die Geblendete, selbst die Hände aus Angst in den Boden krallend, sich hin- und herwiegt, mehr aus Schmerz als wissentlich; und es sieht für Lerke so aus, als wollte Nitokris im nächsten Augenblick einen rächenden Angriff ausführen. Da tritt Lerke aus der sicheren Umarmung ihres Geliebten heraus und fällt auf sie zu, leider so unbedacht, daß ein Knall erschallt, und ein gelber Blitz die Nacht für eine winzige Ewigkeit erhellen läßt. Ein jeder mußte davor zurücktaumeln und niederfallen.

Endlich, da alle Beteiligten zu Sinnen kommen, bleiben sie liegen; denn sie wissen, daß geschehen ist, was geschehen mußte. Tyreus glaubt, Intarabus habe sein Feuer entfesselt; Damkina glaubt, Tyreus habe einen Gedanken gehegt. Und doch sind alle noch am Leben, und fühlen es.

Das grelle Blitzlicht verhallt nur langsam; ohnehin bricht die Dämmerung an. Heller und heller wird die Wiese, an dem sich so Trauriges abspielen mußte. Tyreus, der nur unbehaglich die Augen öffnen will, erkennt gleich, wen es getroffen hat: Lerke liegt reglos da, zurückgeworfen von einem magischen Stoß, auf dem Rücken, die Glieder weit von sich gestreckt. Tyreus kriecht heran, und diesmal hindert ihn niemand daran.

Damkina beobachtet mit den nicht zu überraschenden Augen eines Sehers, daß Tyreus, nunmehr so verletzlich wie jeder andere Mensch, sich über sein aushauchendes Weib beugt und ihr die Wunden zählt: Er trânt und würgt; er will fluchen und hassen und bringt doch kein Wort hervor. Niedergeschmettert, im Gesicht, an den Schultern und Händen mit vielen winzigen, blutenden Rissen verletzt, ringt sie um einen letzten Atemzug und reckt ihren Arm demjenigen entgegen, der ihr hätte helfen können. Er kniet an ihrer Seite und zusammen warten sie auf das Unvermeidliche.

Was sagt man dann? Welche Worte wären hinreichend würdig, sie in einem letzten gemeinsamen Dialog vorzutragen? — Nun, Worte sind selten notwendig, wenn es der Liebe gereicht. Und so schauen die beiden einander in die Augen, als würde es nichts um sie herum geben: Keine Wunden, keine Schmerzen, nicht einmal ihre Begleiter oder die geschundene Wiese, diesem winzigen Schlachtfeld inmitten der Ödnis.

Damkina beobachtet ohne Anreiz einzugreifen, wie Tyreus sie mit leicht geöffneter Hand erst auf der Brust, dann auf der Stirn berührt und dabei flüstert: »... Mehr braucht es nicht ...«

Er lächelt, neigt den Kopf und will ihr wohl Mut zusprechen, wie Damkina glaubt. Aber es wird nicht helfen: Zu schwer sind die Verletzungen, und zu grausam ihr Ende.

Dieses Ende hat sie nicht verdient. — Dies denkt Tyreus gleichermaßen wie Damkina. Und so ist es letztlich wohl dieses eine tragische Ereignis, das beinahe den Untergang der Welt herbeigeführt hätte.

Zunächst ist es ein Summen, das der Bestohlene von sich gibt; langsam wird es lauter, er brummt nahezu. Sein Leib bebt, als würde er gekocht. Zusammengekrampft weilt er bei seiner sterbenden Geliebten, drückt den Kopf zwischen die Schultern, dann wieder auf die Brust, stets mit geschlossenen Augen, so als müsse er sich wahrhaftig konzentrieren auf nur einen einzigen Gedanken.

Damkina und ihre Gefährten befürchten das Schlimmste. Instinktiv weichen sie einige Schritte zurück, da sie in Kürze einen Ausschrei, einen Auswurf, einen Hieb aus purer Magie erwarten, der sie und das gesamte Umfeld erschüttern lassen soll. Jedoch, dem ist nicht so:

Tyreus, der summend wehklagt, bewirkt rein gar nichts. — Weder erzittert der Boden, noch neigen sich die Bäume, noch ziehen dunkle Wolken auf. Die Sonne erhebt sich über den Horizont, ganz ohne sein Beiwerk. Und so ist es bald weniger angsteinflößend als mitleiderregend, und insonderheit in Damkina erwächst der Wunsch, den Verunglückten beizustehen.

Mit einem Mal wird Tyreus' Trauergesang stiller und endet. Wie er sich beiseite beugt, wird offenbart, was er derweil mit dem Finger in die Asche des verflogenen Feuers gezeichnet hat: Eine wellige Linie, auf der und um die kleine Kreise angeordnet sind, so gleichförmig, als habe ein Zeichner mit Zirkel und Lineal gearbeitet. Ohne ein Wort zu verlieren, greift er Lerke unter die Schultern und hebt ihren Oberkörper an. Nunmehr kann sie ihren Blick auf die Zeichnung legen, und das tut sie:

»Thumma!« krächzt sie mit aushauchendem Atem und krümmt sich vor Schmerzen. Da rumort und bebt es unter den Völkern, und mit einem aufspringenden Riß wird eine

Naturgewalt entfesselt, die diese Welt noch niemals erlebt hat. Die Welt zittert bis ans Ende der Sicht, daß selbst die aufgehende Sonne, die dem Horizont noch aufliegt, zu vibrieren scheint. Vogelschwärme steigen, der Wind frischt auf, ein ferner Donner, anders als der Kriegsdonner, ertönt wie ein gewaltiges Horn unter den Sternen, daß selbst Intarabus zusammenzucken muß.

Mit einem Krachen, das noch kein Mensch auf diese Weise gehört hat, reißt der Boden auf, und ein Graben, so weit, daß kein Roß ihn überspringen könnte, zieht sich fortan von Der Flucht – das ist die große Leere südlich vom Land Barimdor – bis ins Östliche Herrschertum; bis hin zur Küste, dort, wo die Stadt Nalma einst gestanden hat.

So plötzlich öffnet sich die Erde, als würde ein gespanntes Brett zerspringen, daß Nalmas Mauern in nur einem Augenschlag erzittern und kurz darauf in sich zusammenstürzen, alles Leben und alles Gebaute unter sich begrabend. Kein Gebäude, nicht einmal die alte Veste inmitten der Stadt, tritt diesem Beben hinreichend wehrhaft gegenüber; sie alle fallen, als müßten Gestelle aus Stöckchen und Blättern einem Sturm standhalten. Ein Schreien raunt durch die Straßen, es bleibt kaum Zeit, das Weite zu suchen. Die, die unter Tische, Brücken und in Fässer kriechen, werden erschlagen; denen, die ins Umland laufen, folgt eine dichte Wolke aus Grau und Schwarz und Flammen. Der Rest stirbt einen Feuertod, erstickt oder verblutet in den nachfolgenden Stunden.

An der Küste stürzen Klippen zusammen und werden wie Hügel eingeebnet. Die ins Meer stürzenden Brocken erregen Wellen, die die Strände umspülen und bis weit ins Hinterland reichen, wo sie Dörfer, Wege und Felder fluten, daß alles einem unbebauten Marschland gleiche.

Am Schlachtfeld, wo sich Soldaten aus Nalma und Vuug gerade noch bekämpften, fallen die Truppen übereinander, die Reiter von ihren Tieren. Wo geschmiedet wird, da brennt es bald; wo die Katapulte auf Einsatz weilen, da türmen sich die Balken und Seile, die Erschlagenen und Gefallenen. Wo das Töten zwischen den Heeren kein Ende gefunden, da beendet es das Beben. Und wer nicht durch Pfeil und Schwert, durch Magie und Angst gestorben, der muß nun einen anderen Graus fürchten, der nach ihm trachtet. Die Soldaten sehen sich jetzt als Gleichgestellte, als Brüder in unterschiedlicher Rüstung.

Ein gewaltiger Fluß, der ehemals die Lande von West nach Ost gequert, ward zerteilt: Am großen Graben fällt nun der Strom ins Nichts und verschwindet, leiser rauschend, in der Dunkelheit. Was den Fluß einst begrenzt, ihn jetzt umlenkt: Durch die Täler, die er pfeilschnell flutet; durch die Heere, die er ertränkt; in die fruchtbaren Äcker, die holzreichen Wälder, die er beide ebnet, es macht ihm keinen Unterschied.

Nicht anders schicksalhaft ergeht es der großen Magierstadt Vuug am anderen Ende des Unheiltages; gleichermaßen und zu gleicher Zeit erschüttert wie sein Nachbar Nalma: Als peitsche der Donnerknall nicht in großer Höhe, sondern auf jedermanns Augen, da erschüttert er die Magiekundigen, die Novizen wie die Gelehrten. Niemand von ihnen hat je so etwas erlebt; und ein solches Ereignis ist bislang in keinem Reisebericht tradiert worden. Angstvoll und panisch flieht man auf die von Schutt bedeckten Straßen; manch einer schaut gen Himmel auf der Suche nach einem feuerspeienden Drachen. Andere weinen, um ihr eigenes Leben unbekümmert, über die zerfallene Kultur: Das zu-

sammengestürzte Museum, die brennenden Archive, den von Sprüngen und Schäden übersäten Palast des Königspaars, an dem man ebensolange gebaut hat, wie sich alle Generationen an seiner Schönheit erfreuten.

Die Tempel und Schreine der Schutzgottheiten wanken und werden letztlich nicht stehenbleiben; die Gläubigen zweifeln, und damit stirbt ihre religiöse Identität. Allwissende sind ratlos und geraten in Verruf; die sich Seher nennen, werden beschimpft, weil sie das Unglück nicht vorausgesagt haben. Und so versinkt die große Kultur Vuugs in Zwietracht und Hoffnungslosigkeit.

Nur von kurzer Dauer ist das Beben, da sind zwei stolze Städte dem Erdboden gleichgemacht, und die Überlebenden, sofern sie zu laufen fähig sind, verstreuen sich ohne zurückzusehen ins Umland. Diejenigen, die den Blick wagen, müssen feststellen, daß es nichts zu retten gibt. Wo dereinst Türme in den Himmel ragten und eine hohe Mauer den Horizont verdeckte, da geht nun ein von Trümmern begleiteter Graben hindurch, da brennt und schreit es, und bald verstummt das Land.

Tyreus, Lerke und die anderen können das alles nicht erkennen; doch sie wissen, daß etwas Furchterregendes, etwas Unkontrollierbares entfesselt worden ist. Denn die Welt erzitterte durch dieses eine Wort.

Da tritt Intarabus hinter Tyreus und schlägt ihm mit dem Stab, den Astraios noch immer umklammerte, den Schädel ein. Tod sinkt er auf seine Lerke nieder, und mit seinem Aushauchen verklingt das weltumfassende Beben. Es zieht dahin, wie ein Sturm auf See weiterzieht und ein allseitig beschädigtes Schiff treibend zurückläßt.

Nunmehr, so kann man es ohne Übertreibung deuten, liegt jenes magische Buch, mit dessen Fund diese Geschichte seinen Anfang nahm, wieder in den Ruinen eines namenlosen Ortes. Hier, in Vuug, wurde es einst versteckt; und derjenige, der es selbst unter Trümmern wiederfinden könnte, lebt nicht mehr.

In Jahrhunderten wird es abermals eine Wandschaft sein, die stößt auf die Ruinen jener gewaltigen Stadt. Gebäude-Skelette, seltene Metalle, zerstörte Aquädukte, alte Werkzeuge und dergleichen werden aus dem Boden oder der Walderde hervorschauen. Es ist ein Wald nahe einem tiefen Graben, den nur an zwei Stellen eine Brücke zu überwinden traut, und der andernfalls eine unüberwindliche Barriere zwischen zwei Herrschergeschlechtern markiert. Und man wird sich an Geschichten der Vorfahren erinnern, die wußten, daß man auf Karten dereinst an dieser Stelle einen Ort namens *Vuuk* oder *Vug* einzeichnete. Eine Stadt der Magier, eine belebte Stadt, wahrscheinlich reich, voller Bildung und Kultur – man weiß es nicht mehr genau.

Wer aber unter den Wanderern mit scharfen Augen über das Ruinenfeld schreitet, dem könnte das Versteck des Buches, jenes unheilvollen Artefakts, offenbart werden. Und mit einem anderen daraus gelesenen Wort ließe sich der Graben wohl wieder schließen.

Die Steine werden sprechen.

